Brittisches
Museum
für
die Deutschen.

Zweyten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung
1778.

Inhalt.

I.

Brittische Literatur.

Wartons Abhandlung über die Einführung der Literatur in England; Beschluß S. 3

I. Philosophical Transactions, Vol. LXVII. P. I. 37
II. History of the Colonisation of the free States of Antiquity - - - - - - - 44
III. DELAVAL's Inquiry into the cause of the changes of colours - - - - - - - 68
IV. SHARP's Tract on the Law of Nature - - 77
V. J. MORE's Strictures on THOMSON's seasons 88
VI. The Desolation of America, a Poem - - 95
VII. TOULMIN's Memoirs of Socinus - - 106
VIII. J. RICHARDSON's Dissertation on the languages etc. of Eastern Nations - - - - - 115

Kürzere Anzeigen.

Theologie.
PYLE's Four Sermons - - - - - 136
Philosophical Disquisitions on the Christian religion - - - - - - - - - 137
ENFIELD's Prayers for the use of families - 138
SMITH's Errors of the church of Rome detected 139
PRIESTLEY's Harmony of the Evangelists - 140

Rechtsgelehrsamkeit.
The Laws respecting Women - - - 142

Arzneykunde.
ARMSTRONG's Account of the Diseases of Children 144
WITHERS's Observations on Chronic Weaknesses 144

Naturkunde.
PENNANT's British Zoology - - - 145

MIL-

MILLER's Illustration of the sexual System of *Linnæus* - - - - - - - 146
WARD's modern System of Natural History - 147

Geschichte.

BAILLIE's Letters and Journals - - - 148
MORTIMER's Pocket Dictionary - - - 149

Philosophie.

LOCKE's Works, the eighth Edition - - 150

Schöne Literatur.

COLMAN's Dramatic Works - - - 152
The Justification, a Poem - - - - 153
Seventeen Hundred and Seventy-seven - 154
BARETTI's *Discours sur Shakespeare* - - 156
Mentor's Letters - - - - - 156
EVANS's Edition of Old Ballads - - - 157

Theater.

JOHN HENDERSON's Life and theatrical Transactions - - - - - - - - 158
The Quacker's Wedding - - - - 161
Nachricht von Samuel Foote - - 162
Anzeige drey neuer Trauerspiele - - 164

II.

Vermischte Aufsätze.

1. Ueber Johann Hughes's Leben und Schriften 167
2. Beschluß der Skizze einer Geschichte der äussern Sitten - - - - - - - - 183
3. Zechlied, lateinisch und deutsch - - - 211

III.

Brittische Anthologie.

The Negro's Dying Speech - - - - 215
Verses by DAV. GARRICK, Esq. - - - 217
Epitaph by Dr. LOWTH - - - - - 217
ROSAMOND's Overthrow, a Ballad - - - 218

I. Brit-

I.

Brittische Literatur.

Herrn Thomas Warton's
Abhandlung über die Einführung der Literatur in England.

(Beschluß.)

Gyraldus Cambrensis verdient besonders bemerkt zu werden, wegen der Allgemeinheit seiner Werke, worunter viele mit einem gewissen Grade von Eleganz geschrieben sind. Er hat sehr viel Anführungen der besten Lateinischen Dichter. Er war ein Geschichtschreiber, Alterthumsforscher, Topograph, Gottesgelehrter, Philosoph, und Dichter. Seine Liebe zu den Wissenschaften war so groß, daß er zwey Bißthümer ausschlug; und mitten unter den öffentlichen Angelegenheiten, woran er wegen seiner politischen Talente beym Hofe Richards des Ersten vielen Antheil nahm, riß er sich von ihnen los, und begab sich auf sieben Jahre nach Lincoln, mit dem Vorsatze, die theologischen Studien weiter zu treiben. *a*) Er las sein Buch über die Topographie von Irland drey Tage nach einander zu Oxford öffentlich vor. An dem ersten Tage dieser Vorlesung speiste er alle Armen der Stadt; an dem zweyten alle die Doktoren in den verschiednen Fakultäten, und alle Gelehrten von

a) *Wharton*, Angl. Sacr. II. 374.

Ansehen; und an dem dritten die ganze Anzahl von Studierenden, nebst den Bürgern und Soldaten der Besatzung. *b*) Wahrscheinlich beobachtete man diese Cärimonie bey gleicher Gelegenheit auf der Universität zu Paris; *c*) wo Gyraldus zwan-

b) *Wood*, Hist. Antiqq. Univ. Oxon. I. 56.

c) Wood bemerkt indeß (l. c. p. 25. col. 1.) daß Gyraldus dieses kostbare Gastmahl auch, zum Theil, seiner Promotion wegen anstellte. Dieß war damals sehr gewöhnlich, und ist ein Beweis von der Achtung, in welcher die Wissenschaften, wenigstens literarische Ehrenstellen, standen. Im J. 1268. waren in Oxford die Kandidaten zur Doktorwürde des bürgerlichen Rechts so zahlreich, und hatten solch eine Menge von Gästen, daß die akademischen Gebäude und Säle zu ihrer Bewirthung nicht hinreichten; und die Gesellschaft nahm nicht nur diese ein, sondern auch den Speisesaal, die Klöster, und viele Zimmer der Abtey Oseney, nahe bey der Vorstadt von Oxford. Es studirten um diese Zeit viele Italiäner zu Oxford, welche sich in die Fakultät aufnehmen liessen. *Wood*, ubi supr. p. 25. col. 1. Der Mayor und die Bürger von Oxford wurden allemal zu diesen Feyerlichkeiten eingeladen. Im J. 1400 wurden zwey Mönche der Priorey von Christ Church in Canterbury verschiedentlich zur theologischen und juristischen Doktorwürde in Oxford zugelassen. Die Kosten wurden von ihrem Kloster bezahlt, und beliefen sich auf 118 Pf. 3 Sch. 8 Pf. Registr. Priorat. pergamen. MSS. *Tanner*. Oxon. Num. 165. fol. 212. *a*. Unter andern Artikeln findet sich auch einer: „In solutione facta *Histrionibus*." — Am Ende trieb man diese scholastischen Schmäuse so weit, daß im J. 1434. eine Verordnung ergieng, kein Promovirender

zwanzig Jahr studiert hatte, und wo er im J. 1189. zum Professor des Kanonischen Rechts ernannt worden war. *d*) Seine Nachricht von Wallis war eine Folge derjenigen Bemerkungen, welche er über dieses, damals den Engländern fast unbekannte Land, während seines Aufenthalts daselbst, bey einer erzbischöflichen Visitation, gemacht hatte. Ich kann dem Vergnügen nicht widerstehen, aus diesem Buche seine Beschreibung

virender sollte mehr aufwenden, als: „3000 grossos Turonenses." Vet. Stat. S. *Leland*, Coll. P. II. T. I. p. 296, 297, edit. 1770. Aber schon diese Einschränkung war eine beträchtliche Summe. Jedes Groot ist etwas weniger, als ein Englisches. Dem ungeachtet gab Neville, nachmaliger Erzbischof von York, bey Ertheilung seiner Magisterwürde, im J. 1452, den Akademisten und vielen Fremden zwey Tage nach einander zwey grosse Gastmahle, die aus neun hundert kostbaren Schüsseln bestanden. *Wood*, ibid. p. 219. col. 1. 2. Und diese Achtung für die Gelehrsamkeit, und Aufmerksamkeit auf ihre Würden, war nicht bloß auf den Zirkel unsrer Universitäten eingeschränkt. Die damalige Pedanterey war so groß, daß im J. 1503 der Erzbischof Warenham, Kanzler von Oxford, bey seinem Einführungsschmause, im ersten Gange eine künstliche Schüssel auftragen ließ, auf welcher die acht Thürme der Universität vorgestellt wurden. In jedem Thurme stand ein Pedell; und unter den Thürmen waren Figuren des Königs, dem der Kanzler Warenham, umringt von vielen gehörig angekleideten Doktoren, vier Lateinische Verse überreichte, die Seine Majestät beantwortete — — *Wood*, ubi supr. L. I. p. 239.

d) *Wharton*, ibid.

der romantischen Lage der Abtey zu Lantony in Monmouthshire abzuschreiben. Ich will sie übersetzen, da ich nur bloß die Absicht habe, zu zeigen, welch ein grosser Meister dieser Schriftsteller in jener Auswahl der Umstände war, welche eine angenehme Beschreibung ausmacht, und nur von einem gebildeten Kopfe herrühren konnte: „In dem tiefen Thale von Ewias, welches ungefähr einen Büchsenschuß weit, und von allen „Seiten mit hohen Bergen umschlossen ist, steht „die Abteykirche St. Johannis, ein mit Bley „bedecktes Gebäude, welches für eine so einsame „Lage nicht uneben gebauet ist, auf dem nämli„chen Flecke, wo vormals eine kleine, dem heil. „David gewidmete Kapelle stand, die weiter kei„ne Verzierungen hatte, als grünes Mooß und „Epheu. Die Lage ist zur Uebung der Religion „ungemein geschickt; und anfänglich wurde in die„ser abgelegnen Gegend ein gottesdienstliches Ge„bäude zur Ehre eines einsamen Lebens von zwey „Einsiedlern errichtet, vom Geräusch der Welt „entfernt, an den Ufern des Flusses Hondy, der „sich mitten durch das Thal windet. —— Die „Regengüsse, welche bergichte Gegenden gemei„niglich erzeugen, sind hier sehr häufig, die Win„de ausnehmend stürmisch, und die Winter fast „beständig finster. Indeß ist die Luft des Thals „so glücklich gemässigt, daß sie selten einige Krank„heiten verursacht. Wenn die Mönche in den „Zellen der Abtey sitzen, und, um sich einen Au„genblick zu erhohlen, ihre Augen um sich her „werfen, so haben sie auf allen Seiten eine ange-

„nehme

„nehme Aussicht von Gebirgen, die zu einer uner„meßlichen Höhe steigen, mit zahlreichen Heerden „von Wild, welches oben an dem höchsten Bezirk „dieses erhabnen Horizontes weidet. Der Körper „der Sonne ist über den Anhöhen nicht eher sicht„bar, als nach der Mittagsstunde, selbst wenn „die Luft am heitersten ist.“ Gyraldus setzt hinzu, daß Roger, Bischof von Salisbury, erster Minister Heinrichs *I*, da er diesen Ort besucht hatte, bey seiner Zurückkunft am Hofe dem Könige sagte, daß aller Schatz im seinem Reiche nicht hinlänglich seyn würde, ein zweytes Kloster dieser Art zu bauen. Der Erzbischof erklärte sich darüber, indem er sagte, er meyne die Zirkelförmige Reihe von Gebirgen, womit das Thal zu Ewias umgeben wäre. *e*) Alexander Neckham war der Freund, Gesellschafter, und Korrespondent des schon gedachten Peters von Plois. Er erhielt seine erste Erziehung in der Abtey zu St. Alban's, und vollendete dieselbe hernach zu Paris. *f*) Seine Werke sind verschieden, und finden sich sehr häufig unter den Handschriften der Englischen öffentlichen Bibliotheken. Er hat sehr viel theologische, philosophische, und moralische Abhandlungen hinterlassen; aber er war auch zugleich ein Dichter, ein Philolog, und ein Grammatiker. Er schrieb einen Traktat über die Mythologie der alten Dichter, Aesopische Fabeln, und

e) *Gyrald. Cambrens.* Itin. Cambr. L. I. c. 3. p. 89. seq. Lond. 1585. 12mo.

f) *Leland*, Script. Brit. p. 240. seq.

und ein System der Grammatik und Rhetorik. Ich habe sein elegisches Gedicht über das Klosterleben gesehen, g) welches einige sehr ausgearbeitete Verse enthält. Sein vornehmstes Lateinisches Gedicht aber ist ein Lob der göttlichen Weisheit, und besteht aus sieben Büchern. In der Einleitung erwähnt er die unschuldigen und unwiederbringlichen Ergötzungen seiner Jugendjahre, die er unter den gelehrten Mönchen zu St. Alban's zubrachte, in folgenden deutlichen und ungekünstelten Versen:

— — — claustrum
Martyris Albani, sit tibi tuta quies!
Hic locus ætatis nostræ primordia novit,
Annos felices, lætitiæque dies:
Hic locus ingenuis pueriles imbuit annos
Artibus, et nostræ laudis origo fuit.
Hic locus insignes magnosque creavit alumnos,
Felix eximio martyre, gente, situ.
Militat hic Christo, noctuque dieque labori
Indulget sancto religiosa cohors. *h*)

Neckham starb als Abt von Cirencester im J. 1217. *i*) Er war der gelehrten Ruhe des Klosterlebens sehr ergeben; indeß that er doch öfters Reisen nach Italien. *k*)

Walter Mapes, Archidiakonus zu Oxford, heißt mit vielem Recht der Anakreon des eilften Jahr-

g) Bibl. Bodl. MSS. Digb. 65. fol. 18.
h) *Lel.* Script. Brit. p. 240.
i) *Willis*, Mitr. Abb. I. 61. 62.
k) *Leland*, ibid.

Jahrhunderts. *l*) Er studirte zu Paris. *m*) Seine Poesie war meistens fröhlich und satyrisch; *n*) und da er sehr oft seinen Witz gegen die Mißbräuche der Klerisey ausließ, so erschienen seine Gedichte oftmals unter erdichteten Namen, oder wurden andern zugeschrieben. *o*) Das berühmte Trinklied *p*) dieses fröhlichen Archidiakonus hat die gewöhnlichen Mönchsreime; sie sind hier aber mit einer charakteristischen Eigenthümlichkeit gebraucht, sind so glücklich erfunden, und mit so

l) Lord *Lyttelton's* Hist. Aen. II. Not. B. II. p. 133. 4to.

m) S. die History of English Poetry, Sect. II. p. 63.

n) *Tanner*, Bibl. p. 507.

o) *Cave*, Hist. Lit. p. 706. vergl. *Tanner*, Bibl. 351. 507. Dagegen giengen auch viele Stücke unter seinem Namen herum; z. E. *De Thetide et de Lyæo*, ein lächerliches und possirliches Ding. MSS. Bibl. Bodl. Digb. 166. f. 107.

p) S. *Camd.* Rem. p. 436. Rythmi. — Ungeachtet des Charakters der Barbarey, welchen die leoninische Versart sowohl, als die Latinität dieses Liedes verrathen, hat sie doch so viel wahren lyrischen Schwung, verräth so sehr einen Mann von fröhlichem Muth und jovialischer Laune, daß der Herausgeber dieses Museum bey dem Leser Dank zu verdienen hofft, wenn er sie unter die vermischten Aufsätze des gegenwärtigen Stücks ganz einrückt; zumal da er eine ausnehmend glückliche Uebersetzung vom Herrn Amtmann Bürger hinzufügen kann, welche ihm die Freundschaft desselben zu diesem Gebrauche mitgetheilt hat.

so vieler Laune angebracht, daß sie sich zu dem Genie des Stücks nicht nur sehr gut schicken, sondern demselben auch noch mehr Leben ertheilen. *q*) Er rühmt sich, daß ihn guter Wein begeistre, Verse zu schreiben, die den Versen Ovids gleich kommen. In einer andern Lateinischen Ode von der nämlichen Art greift er mit grosser Lebhaftigkeit die neue Verordnung des Pabstes Innocentius, in Ansehung des ehelosen Lebens der Geistlichen an, und hoft, daß jedweder verehelichte Priester mit seiner Braut ein Pater Noster für die Seele eines Geistlichen beten werde, der auf diese Art seine Seeligkeit zu ihrer Vertheidigung aufs Spiel gesetzt habe:

Ecce jam pro clericis multum allegavi,
Nec non pro presbyteris plura comprobavi:

Pater

q) In der Bodlejanischen Bibliothek wird ein Stück *De Nugis Curialium* dem Mapes zugeeignet. MSS. Arch. B. 52. Es ist im J. 1182 geschrieben, wie aus der *Distinct.* IV. cap. 1. erhellt, und besteht aus fünf Büchern. Viele Lateinische Gedichte in dieser Handschrift werden ihm gleichfalls beygelegt; besonders eines, welches in einer fliessenden Schreibart, in kurzen Zeilen, ohne bestimmtes Sylbenmaaß, geschrieben ist, und zum Absingen gemacht zu seyn scheint. In einem andern Mspt. finde ich verschiedne Lateinische Gedichte, welche von einigen dem Mapes zugeeignet werden; Bibl. Bodl. NE. F. III. Einige darunter sind von gutem Geschmack. Camden hat seine *Dissertatio inter Cor et Oculum* abdrucken lassen. *Remains*, p. 439. Sie ist in einer Art von Anakreontischen Versen geschrieben, und hat einige Laune. Sie befindet sich unter den MSS. Bibl. Bodl. Digb. ut supr. 166. S. auch *Camd.* ibid. p. 437.

Pater Noster nunc pro me, quoniam peccavi,
Dicat quisque Presbyter, cum sua Suavi. *r*)

Allein ein Wunder dieses Zeitalters in klassischer Schreibart war Joseph von Exeter, gemeiniglich Josephus Iscanus genannt. Er schrieb zwey epische Gedichte in Lateinischen Hexametern. Das erste betrift den Trojanischen Krieg; es besteht aus sechs Büchern, und ist dem Baldwin, Erzbischof von Canterbury gewidmet. *s*) Das zweyte

r) *Camd.* Rem. ut supr.

s) Lib. I. 32. Es wurde zuerst zu Basel, aber sehr fehlerhaft, gedruckt, im J. 1541. 8vo, unter dem Namen des Cornelius Nepos. Die Existenz und der Name dieses Gedichts scheinen zu Leland's Zeiten in England ganz unbekannt gewesen zu seyn. Er fand zuerst eine Abschrift davon ganz zufälligerweise in der Bibliothek des Magdalenenkollegii zu Oxford. Vorher hatte er niemals davon gehört. Nachgehends fand er noch zwey Abschriften davon zu Paris. Aber alle diese waren unvollständig, und ohne Namen des Verfassers, eine kleine Anmerkung am Rande ausgenommen. Endlich entdeckte er eine vollständige Abschrift davon in der Bibliothek der Thorney-Abtey in Cambridgeshire, welche den Namen des Verfassers, nicht aber sein Vaterland, bestimmt zu haben scheint. Script. Brit. p. 238. Die Vernachlässigung dieses Gedichts unter unsern Vorfahren, in denen Jahrhunderten, welche auf den Iscanus folgten, erhellt aus den wenigen Mannscripten, die itzt davon in England noch übrig sind. Leland, der alle unsre Bibliotheken durchsuchte, konnte deren nur zwey finden. Gegenwärtig ist eines in der Kirche zu Westmünster; ein andres in der Bodlejanischen Biblio-

zweyte ist *Antiocheis* überschrieben, der Krieg des Antiochus, oder der Kreuzzug, woran sein Gönner, der Erzbischof, Theil nahm. *t*) Das Gedicht vom Trojanischen Kriege gründet sich auf Dares Phrygius, diesen damals sehr beliebten fabelhaften Historiker. *u*) Die Schreibart dieses Gedichts ist im Ganzen rein, die Perioden sind gerundet, und das Sylbenmaaß ist harmonisch; überhaupt kömmt der ganze Versbau der Versifikation der bessern Lateinischen Poesie sehr nahe. Der Verfasser scheint die poetische Phraseologie nicht wenig in seiner Gewalt gehabt zu haben; und es fehlte ihm nur bloß an Kenntniß der Virgilischen Sorgfalt und Auswahl. Seine Schreibart ist ein Gemisch aus der Schreibart des Ovid, Statius,

Bibliothek, Digb. 157. Das im Magdalenenkollegio ist MSS. Cod. 50. Die beste Ausgabe befindet sich am Schlusse des „*Dictys Cretensis* et *Dares Phrygius*, in usum Sereniss. Delph. cum interpret. *A. Daceriæ*, etc. Amstel. 1702. 4to.“ Indeß haben alle gedruckten Exemplare Stellen ausgelassen, die ich in der Digby'schen Handschrift finde. Besonders lassen sie in der Anrede an Baldwin vier Zeilen aus, nach v. 32. Lib. I. u. a. m. Dieß kömmt daher, weil diese Stellen die Falschheit des Vorgebens des ersten Herausgebers würden verrathen haben, daß Cornelius Nepos dieß Gedicht geschrieben hätte.

t) *Leland*, p. 224. 225.

u) Das Mspt. im Magdalenenkollegio, welches Leland erwähnt, hat die Aufschrift: Dares Phrygius de Bello Trojano. *Lel.* p. 236. S. auch MSS. Digb. supr. citat.

Statius, und Klaudian, welche damals die gewöhnlichen Muster gewesen zu seyn scheinen. *w*) Einige wenige Proben werden diese Kritik am besten erläutern. In einem sehr lebhaften und anständigen Schwunge redet er den König Heinrich den Zweyten, der in den heiligen Krieg, *x*) den Gegenstand seiner Antiocheis, zog, folgendermassen an:

| Tuque,

w) Statius wird in den Briefen des Stephan von Tournay, eines Schriftstellers aus dem zwölften Jahrhundert, angeführt. „Divinam eius responsionem, ut *Thebais* Aeneida, *longe sequor, et vestigia semper adoro.*“ Er starb im J. 1200. Epistolæ, Paris. 1611. 4to. Ep. V. p. 535. Wegen der Mannichfaltigkeit seiner Materie, und der Leichtigkeit seiner Manier, wird keiner unter den alten Dichtern von den Schriftstellern der mittlern Zeit öftrer angeführt, als Ovid. Seine *Fasti* scheinen vorzüglich bey ihnen beliebt gewesen zu seyn; ein Werk, welches ein sinnreicher Franzose ungemein richtig so charakterisirt: „Les Fastes d'Ovide renferment plus d'erudition qu'aucun autre ouvrage de l'antiquité. C'est le chef d'oeuvre de ce poete, et une espece de devotion payenne.“ *Vigneul Marville*, Misc. Hist. et Lit. T. II. p. 306. Ein Schriftsteller des dreyzehnten Jahrhunderts, *De Mirabilibus Romæ*, den Montfaucon bekannt gemacht hat, nennt dieß Werk, *Martilogium* Ovidii in Fastis. *Montf.* Diar. Italic. c. XX. p. 293.

x) Voltaire bewundert die glückliche Wahl des Inhalts ungemein, welche Tasso traf. Hier haben wir einen Dichter aus einem weit frühern Zeitalter, der gleichfalls einen Kreuzzug in seinem Gedichte besang.

— — — Tuque, oro, tuo da, maxime, vati
Ire iter inceptum, Trojamque aperire jacentem:
Te ſacræ aſſument acies, divinaque bella,
Tunc dignum majore tuba; tunc pectore toto
Nitar, et immenſum mecum ſpargere per orbem. y)

Das Grab oder Mauſoleum des Teuthras iſt mit ungemein viel Pracht der Einbildung und des Ausdrucks gedichtet; und die klaſſiſchen Ideen unſers Dichters ſcheinen hier zugleich einen Anſtrich von der Beſchreibung irgend eines prächtigen morgenländiſchen Pallaſtes erhalten zu haben, den er aus den Romanen ſeiner Zeit hatte kennen gelernt:

Regia conſpicuis moles inſcripta figuris
Exceptura ducem, ſenis affulta columnis,
Tollitur: electro vernat baſis, arduus auro
Ardet apex, radioque ſtylus candeſcit eburno.
— — — — Gemmæ, quas littoris Indi
Dives arena tegit, aurum, quod parturit Hermus,
In varias vivunt ſpecies, ditique decorum
Materie contendit opus; quod nobile ductor
Quod clarum geſſit, ars explicat, ardua pandit
Moles, et totum reſerat ſculptura tyrannum. z)

Pentheſilea und Pyrrhus beſchreibt er ſo:

Eminet, horrificas rapiens poſt terga ſecures,
Virginei regina chori: non provida cultus
Cura trahit, non forma juvat, frons aſpera, veſtis
Diſcolor, inſertumque armis iraſcitur aurum.
Si viſum, ſi verba notes, ſi lumina pendas,
Nil leve, nil fractum: latet omni fœmina facto.

Obvius

y) Lib. I. v. 47.

z) Lib. IV. 451.

Obvius ultrices accendit in arma cohortes,
Myrmidonasque ſuos, currus prævectus anhelo,
Pyrrhus, etc.
— — — Meritosque offenſus in hoſtes
Arma patris, nunc ultor, habet: ſed tanta recuſant
Pondera creſcentes humeri, majoraque caſſis
Colla petit, breviorque manus vix colligit haſtam. a)

In der Folge macht ein griechiſcher Feldherr, der einen auffahrenden Charakter hat, der Penthesilea und ihrer Schaar von Heldinnen, folgende Vorwürfe:

Tunc ſic increpitans: Pudeat, Mars inclyte, dixit:
En! tua ſigna gerit, quin noſtra effœminat arma
Staminibus vix apta manus. Nunc ſtabitis hercle,
Perjuræ turres; calathos et penſa puellæ
Plena notant, ſparguntque colos. Hoc milite Troja,
His fidit telis. At non patiemur Achivi:
Etſi turpe viris timidas calcare puellas,
Ibo tamen contra. Sic ille. At virgo loquacem
Tarda ſequi ſexum, velox ad prœlia, ſolo
Reſpondet jaculo, etc. b) — — —

Ich will noch eins von ſeinen Gleichniſſen herſetzen. Der Dichter redet von dem langſamen Fortgange der Trojaner unter ihrem neuen Heerführer Memnon, nach dem Fall Hektors:

Qualiter Hyblæi mellita pericula reges,
Si ſignis iniere datis, labente tyranno
Alterutro, viduos dant agmina ſtridula queſtus;
Et, ſubitum vix nacta ducem, metuentia vibrant
Spicula, et imbelli remeant in prœlia roſtro. c)

Seine

a) Lib. VI. 589.
b) Lib. VI. 609.
c) Lib. VI. 19.

Seine Antiocheis war in eben dem Schwunge geschrieben, und hat gleiches Verdienst. Alles, was wir davon übrig haben, ist folgendes Fragment, *d*) worin der Dichter die Helden Britanniens, und besonders den König Arthur, erhebt:

— — — — Inclyta fulsit
Posteritas ducibus tantis, tot dives alumnis,
Tot fœcunda viris, premerent qui viribus orbem
Et fama veteres. Hinc Constantinus adeptus
Imperium, Romam tenuit, Byzantion auxit.
Hinc, Senonum ductor, captiva Brennus in urbe
Romuleas domuit flammis victricibus arces.
Hinc et Scæva satus, pars non obscura tumultus
Civilis, Magnum solus qui mole soluta
Obsedit, meliorque stetit pro Cæsare murus.
Hinc, celebri fato, felici floruit ortu
Flos regnum Arthurus, *e*) cuius tamen acta stupori
Non micuere minus: totus quod in aure voluptas,
Et populo plaudente favor. *f*) Quæcunque priorum
Inspice:

d) *Camd.* Rem. p. 410. *POEMS*— Da Leland aus dem *Bellum Trojanum* gesehen hatte, daß Josephus auch ein Gedicht auf den Kreuzzug geschrieben habe, suchte er überall darnach, ohne es jedoch zu finden. Am Ende fand er ein Stück davon in der Bibliothek der Abtey zu Abingdon in Berkshire. „Cum excuterem pulverem et tineas Abbandunensis bibliothecæ." Ut supr. p. 238. Hier entdeckte er, daß Joseph aus Exeter gebürtig war, welche Stadt in diesem Fragmente sehr gepriesen wurde.

e) Wegen dieses Umstandes hat Pits sehr ungereimt den Titel dieses Gedichts so abgefaßt: *Antiocheis in Regem Arthurum. JOS. ISC.*

f) Der Text scheint hier verfälscht zu seyn; oder vielleicht fehlt etwas. Ich habe *favus*, welches beym Camden steht, in *favor* verändert.

Inspice: Pellæum commendat fama tyrannum,
Pagina Cæsareos loquitur Romana triumphos:
Alciden domitis attollit gloria monstris;
Sed nec pinetum coryli, nec sidera solem
Aequant. Annales Graios Latiosque revolve,
Prisca parem nescit, æqualem postera nullum
Exhibitura dies. Reges supereminet omnes:
Solus præteritis melior majorque futuris.

Camden berichtet, daß Joseph König Richard den Ersten nach dem heiligen Lande begleitet habe, g) und ein Augenzeuge der Unternehmungen dieses Heldenmüthigen Monarchen gegen die Sarazenen gewesen sey, welche er nachgehens in der Antiocheis besang. Leland gedenkt seiner verliebten Gedichte und Epigrammen, die schon längst verloren gegangen sind. h) Er war um das Jahr 1210. berühmt. i)

Es scheint um diese Zeit ein Wetteifer geherrscht zu haben, Lateinische Heldengedichte zu schrei-

g) *Remains*, ut supr. p. 407.

h) *Leland*, ut supr. p. 239. Unsre Biographen erwähnen einen *Panegyricum in Henricum*. Allein die Vorstellung von diesem Gedichte scheint ihren Ursprung aus den Versen auf Heinrich den Zweyten gehabt zu haben, welche Leland aus dem *Bellum Trojanum* anführt. Er soll auch noch in Lateinischen Versen *De Institutione Cyri* geschrieben haben.

i) Italien hatte zu dieser Zeit keinen Schriftsteller, der mit dem Iscanus zu vergleichen wäre — S. von ihm *Bale*, III. 60. Vergl. *Dresenius* ad Lectorem, vor dem Gedichte *De Bello Trojano*, Francof. 1620. 4to.

schreiben. In Frankreich verfertigte Guillaume le Breton, oder Wilhelm von Bretagne, um das Jahr 1230. ein Lateinisches Heldengedicht auf Philipp August, König von Frankreich zu Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, in zwölf Bücher, unter dem Titel Philippis. *k*) Barthius ertheilt diesem Gedichte ein ganz ausnehmendes Lob, und versichert, daß der Verfasser, einige wenige Gallicismen ausgenommen, Ovids Leichtigkeit mit besonderm Glück erreicht habe. *l*) Die Versifikation kömmt der vom Joseph Iscanus sehr gleich. Er scheint einen grossen Theil seiner Materialien aus Roger Hoveden's Jahrbüchern genommen zu haben. Ich glaube indeß, daß die Philippide gar sehr von der Alexandreide des Philipp Gualtier de Chatillon übertroffen ist, welcher gleichfalls in Frankreich lebte, und Probst der

k) Er schrieb sie in einem Alter von fünf und funfzig Jahren. *Philipp.* L. III. v. 381. Sie wurde zuerst in Pithou's Eilf Geschichtschreibern von Frankreich gedruckt, Francof. 1536. fol. Hernach im Du Chesne, *Script. Franc.* Tom. V. p. 93. Paris. 1694. fol. Aber die beste Ausgabe ist die mit Noten von Barthius, Cygn. 1657. 4to. Brito sagt in der Philippis, er habe ein Gedicht, Karlottis, geschrieben, zum Lobe *Petri Carlotti sui*, der damals noch nicht funfzehn Jahr alt war. *Philipp.* L. I. v. 10. Dieß Gedicht ist niemals gedruckt, und kaum bekannt.

l) In not. p. 7. S. auch Adversar. XLIII. 7. Er zieht sie der unten erwähnten Alexandreide vor, in not. p. 528. S. Mem. Litt. VIII. 536. edit. 4to.

der Domherren zu Tournay, um das Jahr 1200, war. m) Dieß Gedicht besingt die Thaten Alexanders des Grossen, gründet sich auf den Quintus Curtius, n) besteht aus zehn Büchern, und ist Guillerm, Erzbischofe von Rheims, zugeschrieben. Um dem Leser Anlaß zu geben, Qualtier's Schreibart und Manier mit der Schreibart und Manier des Josephus zu vergleichen, will ich einige wenige Proben aus einer schönen und alten Handschrift der Alexandreide, in der Bodlejanischen Bibliothek abschreiben. o) Folgendes ist der Eingang:

Gesta ducis Macedum totum vulgata per orbem,
Quam late dispersit opes, quo milite Porum
Vicerit et Darium, quo principe Græcia victrix
Risit, et a Persis rediere tributa Corinthum,
Musa, refer. p)

Eine schöne ländliche Scene wird so beschrieben:

— — — Patulis ubi frondea ramis
Laurus odoriferas celabat crinibus herbas:
Sæpe sub hac memorat carmen silvestre canentes
Nympharum vidisse choros, Satyrosque procaces.
Fons cadit a læva, quem cespite gramen obumbrat
Purpureo, verisque latens sub veste locatur.

m) Dieß Gedicht wurde zu Straßburg, 1513. 8vo. zuerst, und nachher zwey oder dreymal gedruckt.

n) S. des Verf. Hist. of Engl. Poetry, Sect. III. p. 139. und Barth, Advers. L. II. 16.

o) MSS. Digb. 52. 4to.

p) fol. I, a.

Rivulus at lento lavat inferiora meatu
Garrulus, et ſtrepitu facit obſurdeſcere montes.
Hic mater Cybele Zephyrum tibi, Flora, maritans,
Pullulat, et vallem fœcundat gratia fontis.
Qualiter Alpinis ſpumoſo vortice ſaxis
Deſcendit Rhodanus, ubi Maximianus Eoos
Extingit cuneos, dum ſanguinis unda meatum
Fluminis adiuvit. *q*) — — —

In Gleichniſſen iſt er vorzüglich ſchön. Alexander, als Knabe, wird ſo mit einem jungen Löwen verglichen:

Qualiter Hyrcanis cum forte leunculus arvis
Cornibus elatos videt ire ad pabula cervos,
Cui nondum totos deſcendit robur in artus,
Nec bene firmus adhuc, nec dentibus aſper aduncis,
Palpitat, et vacuum ferit improba lingua palatum;
Effunditque prius animis quam dente cruorem. *r*)

Die Alexandreide wurde bald durchgängig ſo beliebt, daß Heinrich von Gaunt, Archidiakonus zu Tournay, um das Jahr 1330, ſich beklagt, daß man dieß Gedicht gemeiniglich in den rhetoriſchen Schulen, ſtatt des Lukan *ſ*) und Virgil,

q) fol. XIII. a.

r) fol. XXI. 1.

ſ) Man hat hier einen von den vielen anderweitigen Beweiſen, wie ſehr Lukan in dem mittlern Zeitalter geſchätzt wurde. Er wird beym Gottfried von Monmouth, und Johann von Salisbury, Schriftſtellern des eilften Jahrhunderts, angeführt. Hiſt. Brit. IV. 9. und Policrat. p. 215. edit. 1515. *etc. etc.* Man hat eines Ungenannten Italiäniſche Ueberſetzung des Lukan, die ſchon im J. 1310. verfertigt iſt. Die Italiäner haben auch einen

Virgil, t) erklärte. Der gelehrte Charpentier führt eine Stelle aus den handschriftlichen Verordnungen der Universität zu Toulouse, vom J. 1328. an, worin die Professoren der Grammatik angewiesen werden, ihren Zuhörern, *De Historiis Alexandri*, u) zu lesen. Unter diese

 gehört

Lucano in volgare, von dem Kardinal Montichelli zu Mayland, 1492; er ist in Ottave Rime, und in zehn Büchern. Der Uebersetzer ist aber so sehr vom Original abgegangen, daß er daraus eine Art von eignem Roman gemacht hat. Er wurde in Spanische Prose übersetzt: *Lucano poeta y historiador antiquo*, vom Martin Lasse de Orespe, zu Antwerpen, 1585. Lukan wurde im J. 1469. zuerst gedruckt. Und vor dem Jahre 1500 hatte man schon sechs andre Ausgaben dieses Dichters, dem seine deklamatorische Manier überall sehr beliebt machte. Er kam Französisch zu Paris im J. 1500. heraus. *Labb.* Bibl. p. 339.

t) S. *Hen. Gandav.* Monastichon. c. 20. und *Fabric.* Bibl. Gr. II. 218. Alanus de Insulis, der im J. 1202. starb, hat in seinem *Anti-Claudianus*, einem Lateinischen Gedicht in neun Büchern, welches sehr in Klaudians Manier, zur Vertheidigung der göttlichen Fürsehung wider eine Stelle in dem Rufinus jenes Dichters geschrieben ist, den zunehmenden Ruhm der Alexandreide so angegriffen:

Mævius in cœlis ardens os ponere mutum,
Gesta Ducis Macedum, tenebrosi carminis umbra
Dicere dum tentat — — —

u) Suppl. *Du Cang.* Lat. Gloss. T. I. p. 1255. v. *Metrificatura.* Mit diesem barbarischen Worte bezeichneten sie die Dichtkunst, oder vielmehr die Kunst, Lateinische Verse zu schreiben.

gehört ohne Zweifel auch Gualtier's Gedicht. *w*) Es wird als ein bekanntes klassisches Werk vom Thomas Rodburn, einem mönchischen Chronikschreiber angeführt, der ums Jahr 1420. schrieb. *x*) Ein ungenannter Lateinischer Dichter, vermuthlich aus dem dreyzehnten Jahrhundert, der ein Gedicht über das Leben und die Wunder des heil. Oswald hinterlassen hat, erwähnt den Homer, Gualtier, und Lukan, als die drey vornehmsten Heldendichter. Homer, sagt er, hat den Sohn des Herkules besungen, Gualtier den Sohn Philipps, und Lukan sang das Lob Cäsars. Aber, setzt er hinzu, diese Helden verdienen weit weniger in Versen erhoben zu werden, als die Thaten des heiligen Bekenners Oswald:

In nova fert animus antiquas vertere prosas
Carmina, etc.
Alciden hyperbolice commendat *Homerus*,
Gualterus pingit torvo Philippida vultu,
Cæsareas late laudes *Lucanus* adauget:
Tres illi famam meruerunt, tresque poetas
Auctores habuere suos, multo magis autem
Oswaldi Regis debent insignia dici.

Und gleich darauf stehn folgende Verse, welche ich hieher setze, weil sie Namen, und andre Umstände, enthalten, die vielleicht dazu führen können, das Zeitalter, oder gar den Namen des Verfassers ausfündig zu machen. Sie sind vorher noch nie gedruckt:

— — — —

Tu

w) S. des Verf. Hist. of Engl. Poetry, Sect. III. p. 128.

x) Hist. Maj. Winton. ap. *Wharton*. Angl. Sacr. I. 242.

Tu quoque digneris, precor, adspirare labori,
Flos cleri, *Martine*, meo; qui talis es inter
Abbates, qualis est patronus tuus inter
Pontifices; hic est primas, tu primus eorum, etc.

Tuque, benigne Prior, primas, et prime Priorum,
Qui cleri, *Rogere*, rosam geris, annue vati, etc.

Tuque, sacrista, sacris instans, qui jure vocaris
Symon, id est humilis, quo nemo benignior alter
Abbatis præcepta sui velocior audit,
Tardius obloquitur: qui tot mea carmina servas
Scripta voluminibus, nec plura requirere cessas.
Præteritos laudas, præsentes dilige versus, etc. *y*)

Ich führe diesen Schriftsteller nicht als ein Muster des zierlichen Versbaues an, welcher damals

y) Das Manuscript ist in der Bodlejanischen Bibliothek, A. I. 2. B. (*Langb.* 5. p. 3.) Dieß Stück fängt fol. 57. an. Es gehen andre Gedichte in Lateinischer Sprache vorher; als: *Vitæ Sanctorum. T. Beeket.* f. 3.

Qui moritur? Præsul. Cur? pro grege, *etc.*

Prol. pr. f. 23.

Detineant alios Parnassi culmina, Cyrrhæ
Plausus, Pieridum vox, Heliconis opes.

De partu Virginis. f. 28. b.

Nectareum rorem terris, *etc.*

S. Birinus, f. 42.

Et pudet, et fateor, *etc.*

Der Lebensbeschreiber des Birinus sagt, er habe den Befehl zu schreiben vom Peter, vermuthlich Peter de Rupibus, Bischof zu Winchester, erhalten. Vielleicht ist er Michael Blaunpayne — Alexander Esseby schrieb die Leben der Heiligen in Lateinischen Versen. S. MSS. Harl. 1819. 531.

mals üblich geworden war; sondern nur, um den allgemeinen Beyfall der Alexandreide, wenigstens unter den Gelehrten, zu beweisen.

Um das Jahr 1206. schrieb Günther, ein Deutscher, und ein Cisterciensermönch der Baselschen Diöces, ein Heldengedicht in Lateinischen Versen, unter dem Titel *Ligurinus*, welches fast nicht schlechter ist, als die Philippide des Guillaum le Breton, oder die Alexandreide des Gualtier; aber nicht so ausgefeilt und klassisch, als der Trojanische Krieg des Josephus Iscanus. Es besteht aus zehn Büchern; und der Inhalt ist der Krieg des Kaisers Friedrich Barbarossa wider die Mayländer in Ligurien. z) Er hatte vorher ein Lateinisches Gedicht über den Feldzug des Kaisers Konrad wider die Sarazenen, und die Wiedereroberung des heiligen Grabes zu Jerusalem durch Gottfried von Bouillon geschrieben, welches er *Solymarium* nannte. a) Der Inhalt hat viel Aehnliches mit dem Subjekt der Antiocheis; es läßt sich aber

z) Es wurde zuerst zu Augsburg, 1507. fol. und hernach zum öftern gedruckt — (Man findet es auch, mit vielen erläuternden Anmerkungen, von Jakob Spiegel, in *Reuberi* Vett. Rer. Germ. Scriptt. p. 272. ff. der ältern Ausgabe. Frf. 1584. fol. Auch ist die Ausgabe von Rittershusen, Tubing. 1598. 8. der beygefügten Erläuterungen wegen, merkwürdig. A. d. H.)

a) Er erwähnt desselben in seinem Ligurin, Lib. I. v. 13. seq. v. 648. seq. (Auch am Schlusse des ganzen Gedichts, zu Ende des zehnten Buchs. Anm. d. Ueb.) S. auch *Voss.* de Poet. Lat. C. VI. p. 73.

aber nicht leicht ausmachen, welches von beyden Gedichten zuerst geschrieben ist.

Während der Zeit, da dieser Trieb zur klassischen Lateinischen Poesie allgemein herrschend war, verfertigte unser Landsmann Gottfried von Vinesauf, ein einsichtsvoller Gelehrter, der nicht nur in der Priorey des Heil. Frideswid zu Oxford, sondern auch auf den hohen Schulen Frankreichs und Italiens erzogen war, während seines Aufenthalts zu Rom ein kritisches Lehrgedicht, unter dem Titel: *De Nova Poetria. b)* Dieß Buch ist dem Pabst Innocentius III. zugeschrieben; und hatte die Absicht, die neue und regelmässigere

p. 73. Es ist niemals gedruckt. — Günther schrieb auch eine prosaische Geschichte der Belagerung Konstantinopels vom Balduin. Die Materialien dazu nahm er aus der mündlichen Erzählung des Abts Martin, der bey dieser Belagerung, im J. 1204, gegenwärtig war. Sie wurde vom Canisius zum Druck befördert, in seinen Antiqu. Lectt. T. IV. P. 2. p. 358. Ingolstad. 1604. 4to. und in der neuen Ausgabe dieser Sammlung, Amst. 1725. fol. Tom. IV. S. auch *Pagi*, ad A. D. 1519. n. XIV. — (Ausserdem hat dieser Günther noch De Oratione, Jejunio, et Eleemosyna, Libb. XIII. geschrieben, die 1504. zu Basel gedruckt sind. A. d. H.)

b) Es ist zum öftern gedruckt. Ich glaube, es heißt in einigen Manuscripten, De Arte dictandi, versificandi, et transferendi. S. *Selden.* Praefat. DEC. SCRIPTOR. p. XXXIX. und Opp. II. 168. Er ist selbst kein verwerflicher Lateinischer Dichter, und wird von Chaucer gepriesen. S. Urry's Ausgabe, p. 468. 560. Er scheint um das Jahr 1200 gelebt zu haben.

mässigere Art der Versifikation zu empfehlen und zu erläutern, welche vor kurzem in Europa aufgekommen, und der Leoninischen oder barbarischen Gattung entgegengesetzt war. Diese benennt er kürzlich und unterscheidungshalber, die Neue Poeterey. Wir müssen uns nicht wundern, Horazens Poetik noch im J. 1389. in dem Verzeichnisse einer Klosterbibliothek zu Dover *Horatii Nova Poetria* betitelt zu finden. c)

Selbst eine Kenntniß der Griechischen Sprache, welche von Frankreich, und vornehmlich von Italien herübergebracht war, fieng sich itzt an, in England zu verbreiten. Ich sollte fast glauben, daß viele Griechische Manuscripte zur Zeit der Kreuzzüge von Konstantinopel nach Europa gekommen sind; und es ist zu bemerken, daß die Italiäner, welche das feinste und einsichtvollste Volk in Europa, während des barbarischen Zeitalters, gewesen zu seyn scheinen, schon zur Zeit der Regierung Karls des Grossen mit dem Griechischen Reiche im Verkehr standen. Robert Grosthead, Bischof von Lincoln, ein Universalgelehrter, und eben so bewandert in der schönen Literatur, als in den abstraktesten Wissenschaften, trieb und

c) Ex Matricula Monach. Monast. Dover. ap. MSS. Br. *Twyne*, notat. 8. p. 758. archiv. Oxon. Und doch wurden alle Horazischen Gedichte oft abgeschrieben, und waren damals gar nicht unbekannt. Seine Oden werden von Fitz-Stephens in seiner Beschreibung von London angeführt. Der oben erwähnte Rabanus Maurus führt zwey Verse aus der Poetik an, Opp. Tom. II. p. 46. edit. Colon. 1627. fol.

und beförderte das Studium der Griechischen Sprache. Dieser angesehene Prälat, der beynahe zwey hundert Bücher geschrieben haben soll, hielt um das Jahr 1230. Vorlesungen in der Schule der Franziskanermönche zu Oxford. *d*) Er übersetzte den Dionysius Areopagita und den Damascenus ins Lateinische. *e*) Er erleichterte die Kenntniß des Griechischen ungemein durch eine Uebersetzung von Suida's Wörterbuch, welches unter den spätern Griechen sehr im Ansehen stand, und um diese Zeit eine fast noch neue Kompilation war.] *f*) Er beförderte Johann von Basingstoke zu dem Archidiakonat von Leicester, vornehmlich, weil er viel Griechisch verstand, und viele Grichische Handschriften besaß, die er von Athen nach England gebracht haben soll. *g*) Er unter-

d) *Kennet*, Paroch. Antiq. p. 217.

e) *Leland*, Script. Brit. p. 283.

f) Boston von Bury sagt, er habe das Buch, SUDA genannt, übersetzt. Catal. Script. Eccles. *Robert. Lincoln.* So groß war die Unwissenheit der damaligen Zeiten, selbst in Ansehung des Namens dieses Lexikographen.

g) *Lel.* Script. Brit. p. 266. Matthäus Paris versichert, er habe die Kenntniß der Griechischen Zahlbuchstaben nach England gebracht; und setzt hinzu: „De quibus figuris *hoc maxime admirandum*, quod unica figura quilibet numerus repræsentatur; quod non est in Latino vel in Algorismo.“ *Hist.* edit. Lond. 1584. p. 721. Er übersetzte eine Sprachlehre aus dem Griechischen ins Lateinische, welche er *Donatus Græcorum* nannte. S. Pegge's Leben Roger's von Weseham, S. 46. 47.

unterhielt, als einen Hausgenossen in seinem Pallast, den Nicholas, Kaplan des Abts von St. Alban's, mit dem Beynamen *græcus*, wegen seiner ungewöhnlichen Fertigkeit im Griechischen; und mit seiner Beyhülfe übersetzte er die Testa-

47. 51. Er scheint um das Jahr 1230 gelebt zu haben. Bacon schrieb gleichfalls eine Griechische Grammatik, worin folgende merkwürdige Stelle vorkömmt: „Episcopus consecrans ecclesiam, scribat Alphabetum Græcum in pulvere cum cuspide baculi pastoralis: sed omnes episcopi, *qui Græcum ignorant*, scribant tres notas numerorum, quæ non sunt literæ, *etc.*“ *Gr. Gram.* Cap. ult. p. III. MS. apud MSS. *Br. Twyne*, 8. p. 649. archiv. Oxon. — Ich glaube, die damaligen Uebersetzer verstanden sehr wenig Griechisch. Michael Scotus war darunter einer von den ersten; ihm half ein Jude, Andreas. Michael war Astrolog des Kaisers Friedrich, und scheint seine Uebersetzungen zu Toledo in Spanien, um das Jahr 1220 verfertigt zu haben. Diese neuen Dollmetschungen waren vielleicht nicht viel mehr, als Verbesserungen aus den frühern Arabischen, welche unter der Aufsicht der gelehrten Spanischen Sarazenen gemacht wurden. Dem Mangel einer richtigen Kenntniß der Grundsprache der alten Griechischen Weltweisen schreibt Roger Bacon den langsamen und mangelhaften Fortgang wahrer Wissenschaft um diese Zeiten zu. In dieser Absicht war ihre Verbesserung sehr unbeträchtlich, ungeachtet des Anscheins von Gelehrsamkeit, und des Eifers, womit fast jede philosophische Disciplin fast seit funfzig Jahren in verschiednen Ländern getrieben war. S. *Wood*, Hist. Antiqq. Univ. Oxon. I. 120, 199. *Dempster*, XII. 940.

Baconi

Testamente der zwölf Patriarchen aus dem Griechischen ins Lateinische. *h*) Grosthead wäre beynahe in den Kirchenbann gekommen, weil er eine Klage bey dem Pabste vorbrachte, daß die meisten begüterten Kirchenstellen in England mit Italiänern besetzt wären. Indeß trug doch dieser Umstand, wiewohl er offenbar in der monopolischen und willkührlichen Herrschsucht des Pabstes seinen Grund hatte, und eine offenbare Ungerechtigkeit gegen die Englische Geistlichkeit war, vermuthlich viel dazu bey, manche gelehrte Ausländer nach

Baconi Op. Maj. per *Jebb*, I. 15. II. 8. *Tanner*, Bibl. p. 526. und MSS. Cotton. C. 5. fol. 138. Brit. Mus.

Ein gelehrter Schriftsteller versichert, daß die Bücher des Aristoteles aus dem Orient nach Europa um das Jahr 1200 gebracht sind. Er glaubt auch, daß, während der Kreuzzüge, viele Europäer, wegen ihres Verkehrs mit den Syrischen Palästinern, eine Kenntniß des Arabischen erhalten, nach Europa Arabische Uebersetzungen einiger Aristotelischen Schriften aus dem Orient überbracht, und sie ins Lateinische übersetzt haben. Dieß waren vornehmlich seine ethischen und politischen Schriften. Und er glaubt ferner, man habe diese neuen Uebersetzer nach ihrer Zurückkunft in Eupa dazu gebraucht, die alten Uebersetzungen andrer Stücke des Aristoteles durchzusehen, die aus dem Arabischen ins Lateinische übertragen waren. *Euseb. Renaudot*. De Barbar. *Aristot*. Versionibus; ap. *Fabric*. Bibl. Gr. XII. p. 248. S. auch *Muratorii* Antiqq. Ital. Med. Aevi, III. 936.

h) S. MSS. Reg. Brit. Mus. 4. D. VII. 4. *Wood*, Hist. Antiq. Univ. Oxon. I. 82. und *M. Paris*, sub anno 1242.

nach England zu ziehen, und die philologische Gelehrsamkeit weiter auszubreiten.

Bischof Grosthead soll auch in die Hebräische Sprache tiefe Einsichten gehabt haben. *i*) Wilhelm der Eroberer erlaubte einer grossen Menge von Juden, von Rouen herüber zu kommen, und sich in England niederzulassen, um das Jahr 1087. *k*) Ihre Anzahl wurde bald grösser, und sie breiteten sich in grossen Schaaren fast durch alle Städte und Flecken in England aus, wo sie auch Synagogen errichteten. Es waren ihrer funfzehnhundert zu York, um das Jahr 1189. *l*) Zu Bury in Suffolk ist ein sehr vollständiges Ueberbleibsel einer Jüdischen Synagoge aus Stein, im Normännischen Geschmack, groß und prächtig. Daher kam es, daß viele von den Englischen Geistlichen der damaligen Zeit mit ihren Büchern und ihrer Sprache bekannt wurden. Unter der Regierung des Wilhelm Rufus waren die Juden zu Oxford besonders zahlreich, und hatten ein beträchtliches Eigenthum erhalten; auch wurde einigen Rabbinen erlaubt, eine Schule auf der Universität zu eröfnen, wo sie nicht nur ihre Landsleute, sondern auch viele christliche Studenten in der Hebräischen Literatur unterrichteten, um das Jahr 1054. *m*) Zweyhundert Jahre nach ihrer Aufnahme und Niederlassung, die ihnen Wilhelm der

i) *Godwin*, Episc. p. 348. edit. 1616.

k) *Hollingsh.* Chron. sub ann. cit. p. 15. a.

l) *Anders.* Comm. I. 93.

m) Angl. Judaic. p. 8.

der Eroberer bewilligt hatte, wurden sie aus dem Königreiche verbannt. *n*) Dieser Umstand war dem Umlauf ihrer Gelehrsamkeit in England ungemein vortheilhaft. Ihre plötzliche Entlassung nöthigte sie, des Unterhalts, und andrer Ursachen wegen, ihre beweglichen Güter aller Art zu verkaufen, worunter auch eine grosse Menge Rabbinischer Bücher war. Die Mönche in verschiednen Gegenden machten sich die Vertheilung dieser Schätze zu Nutze. Zu Huntingdon und Stamford wurde eine erstaunliche Menge von ihren Habseligkeiten verkauft, worunter sehr viel Hebräische Handschriften waren, welche sogleich von Gregor von Huntingdon, Prior der Abtey zu Ramsey, gekauft wurden. Gregor wurde alsbald ein Adept im Hebräischen, vermittelst dieses schätzbaren Ankaufs, welchen er seinem Kloster vermachte, um das Jahr 1250. *o*) Andre Mitglieder des nämlichen Klosters sollen, bey diesen Vortheilen, bald nach dem Tod des Priors Gregor, es gleichfalls in dieser Sprache sehr weit gebracht haben; unter diesen war Robert Dodford,

Biblio-

n) *Hollingsh.* ibid. sub ann. 1289. p. 285. a. Matthäus von Westmünster sagt, 16511 wären verbannt worden. *Flor. Hist.* ad an. 1290. Eine grosse Menge von Hebräischen Rollen und Karten, welche ihre Besitzungen in England betrafen, und dem Könige anheim fielen, werden gegenwärtig im Tower, unter den königlichen Urkunden, verwahrt.

o) *Leland*, Script. Brit. p. 321. Und MSS. Bibl. Lambeth. *Wharton*, I. p. 661. „Libri prioris Gregorii de Ramesey. *Prima pars Bibliothecæ Hebraicæ*, etc."

Bibliothekar zu Ramsey, und Lorenz Holbech, der ein Hebräisches Wörterbuch sammelte. *p*) Zu Oxford fiel eine grosse Menge ihrer Bücher dem Roger Bacon in die Hände, oder wurden von seinen Brüdern, den Franziskanermönchen dieser Universität, gekauft *q*)

Doch, um wieder auf den Hauptgegenstand unsrer Untersuchung zu kommen, so wurde diese vielversprechende Morgendämmerung der schönen Literatur und Philosophie gar bald wieder verfinstert. Der vorübergehende Lichtschimmer gelangte nicht bis zu vollkommnen Tageshelle. Die Geister der Gelehrten waren von diesen schönen Wissenschaften in der Schnelligkeit ihres Laufs abgewichen; die Kunst der Schreibart, und die Schönheiten der Sprache wurden vernachlässigt, um den barbarischen und unfruchtbaren Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie Platz zu machen. Die ersten Lehrer dieser Kunst, welche ursprünglich in jenem Triebe verwickelter und metaphysischer Untersuchung ihren Grund hatte, welchen die Araber in die Philosophie hineingebracht hatten, und welcher itzt fast durchaus nothwendig wurde, um die Lehrsätze der Römischen Kirche zu vertheidigen, waren Petrus Lombardus, Erzbischof von Paris, und der berühmte Abelard. Männer, deren ausnehmende Fähigkeiten mehr dazu

p) *Bale*, IV. 41. IX. 9. *Leland*, ubi supr. p. 452.

q) *Wood*, Hist. Antiq. Univ. Oxon. I. 77. 132. S. auch des Verf. Hist. of Engl. Poetry, Sect. IX. p. 291.

dazu aufgelegt waren, die Kirche zu verbessern, und nützliche Kenntnisse wiederherzustellen, als beyde dadurch zu verderben, daß sie den Menschenverstand mit unnützer Spekulation verwirren. r) Diese schwärmerischen Theologen erklärten und erläuterten keine einzige Schriftstelle; vielmehr verdrehten sie die simpelsten Ausdrücke der heiligen Schrift, und verwickelten die offenbarsten evangelischen Wahrheiten durch mühsame Distinktionen, und unverständliche Auflösungen. Von den Universitäten in Frankreich, die damals mit ganzen Schaaren Englischer Studenten angefüllt waren, kam diese bewunderte Art von Sophisterey nach England, und wurde daselbst vom Lanfrankus und Anselmus, Erzbischöfen von Canterbury, aufgemuntert. s) Auch war ihr Fortgang zu Oxford so glücklich, daß sich vor der Regierung Edwards des zweyten keine auswärtige Universität einer so ansehnlichen Reihe spitzfindiger und unbezwinglicher Doktoren rühmen konnte.

Der Fleiß, den man auf das bürgerliche und kanonische Recht wandte, war gleichfalls kein gerin-

r) Sie blühten beyde um das Jahr 1150.

s) „Baccalaureus, qui legit textum (sc. S. Scripturæ) succumbit lectori *Sententiarum* Parisiis, *etc.*" *Rog. Bacon*, apud *A. Wood*, Hist. Antiq. Univ. Oxon. I. p. 53. Lombardus war Verfasser der Sentenzen; (eines dogmatischen Systems.)

geringes Hinderniß an der Fortpflanzung derjenigen Wissenschaften, welche die Seele bilden, und die Sitten verfeinern. Ich will nicht leugnen, daß die zufällige Entdeckung des Justinianischen Gesetzbuchs im zwölften Jahrhundert sehr viel zur Sittenverbesserung in Europa beygetragen hat, indem dadurch ausser andern wohlthätigen Folgen, richtigere Begriffe über die Natur der Regierung und Verwaltung der Gerechtigkeit eingeführt; indem es dadurch nothwendig gemacht wurde, gerichtliche Sprüche von einem ungelehrten Adel an die Urtheile der Gelehrten zu übertragen; indem dadurch der Hang zu Kriegsdiensten vermindert, und bürgerlichen Bedienungen Ehre und Wichtigkeit ertheilt wurde. Ich sage nur, daß die Art, mit welcher man dieß unschätzbare System der Rechtsgelehrsamkeit studirte, der schönen Literatur nachtheilig wurde. Es war kaum wieder aufgelebt, so ward es als eine scholastische Wissenschaft angesehen, und auf den meisten europäischen hohen Schulen von ordentlichen Professoren gelehrt. In der Schultheologie erfahren zu seyn, war der vornehmste und allgemeine Ehrgeiz der Gelehrten; aber zu gleicher Zeit war eine Kenntniß beyder Rechte ein unumgängliches Erforderniß, wenigstens eine wesentliche Empfehlung geworden, um die ansehnlichsten Würden in der Kirche zu erhalten. Daher wurde diese Wissenschaft mit allgemeinem Eifer getrieben. Sie wurde ein so beträchtlicher Theil der Kentnisse unter den akademischen Studien, daß man zwanzig Gelehrte unter siebenzig für das

Stu-

Studium der bürgerlichen und kanonischen Rechte in einem der ansehnlichsten Kollegien zu Oxford bestimmte, welches im J. 1385. gestiftet wurde. Und man kann sich die Pedanterey leicht vorstellen, mit welcher man diese Wissenschaft, während des mittlern Zeitalters, in diesen Seminarien trieb. Es geschah mit eben dem müssigen Spekulationsgeiste, welchen man in die Philosophie und Theologie gebracht hatte; man überschwemmte sie mit endlosen Kommentarien, welchen alle Schönheit der Sprache mangelte, und brauchte sie bloß, sein Genie zu üben, weil man Materialien darin fand, die thörichten Labyrinthe der Kasuisterey zu errichten.

Es war freylich nicht wahrscheinlich, daß diese Versuche in der schönen Literatur, deren ich erwähnt habe, bleibende Folgen haben würden. Die Veränderung war, gleich einer plötzlichen Revolution in der Regierung, gar zu schnell, um lange zu dauren. Sie war ausserdem zu frühzeitig; und auch schon deswegen war es unwahrscheinlich, daß sie lange Statt haben könnte. Die Eindrücke des Aberglaubens und der Unwissenheit waren noch zu gewöhnlich und zu mächtig, als daß einige wenige feinere Köpfe eine Reformation dieser Art hätten zu Stande bringen können. Es war nothwendig, daß viele Umstände und Begebenheiten, die noch von der Zeit nicht ans Licht gebracht waren, vorher eintreten mußten, ehe die Gemüther der Menschen genug erleuchtet seyn konnten, diese Verbesserungen anzunehmen.

Vielleicht aber hat die erfindrische Poesie bey diesem Rückfall nichts verloren. Wäre klassischer Geschmack und Literatur itzt vollends eingeführt, so hätte die Einbildungskraft gelitten, und die schönen Ausschweifungen romantischer Fabeley wären zu früh in ihrem Laufe gehemmt worden. Mit einem Worte, Wahrheit und Vernunft würden vor der Zeit diese Geister der täuschenden Phantasie verscheucht haben, die der Einbildungskraft so sehr gefallen, die gar zu gern in der Dunkelheit der Unwissenheit und des Aberglaubens umher schweben, und einen so beträchtlichen Theil der Poesie in den nachfolgenden Jahrhunderten ausmachen.

I.

Philosophical Transactions of the Royal Society of London. Vol. LXVII. Part. I. For the Year 1777. 7 S. 6 d. Davies.

Philosophische Transactionen der königlichen Societät zu London, des sieben und sechzigsten Bandes, Erster Theil, auf das Jahr 1777.

Der erste Artikel dieses Bandes enthält eine sehr merkwürdige, obgleich nicht einzige, Krankengeschichte von einer Frau, die verschiedene Jahre hindurch ohne Speise und Trank lebte, von Dr. Makenzir aufgesetzt. Art. II. erzählt die Methode, die Stämme der Bäume zu waschen und zu reiben, um ihren jährlichen Wachsthum zu befördern, welche von dem berühmten Dr. Hales und Hr. Evelyn empfohlen worden. Die hier beschriebene Versuche, waren von Hr. Marsham mit Buchbäumen angestellt. Das Resultat davon ist, daß sich der Gewinn an Wachsthum, der durch das Waschen erhalten wird, jährlich, gegen andere ungewaschene Bäume gerechnet, auf neun und ein halb Zehntheile eines Zolls beläuft. Art. III. betrift einen unter den Naturkundigen sehr streitigen Gegenstand, nehmlich die Fortpflanzung der Bienen von Hr. Joh. Debraw, Apotheker zu Cambridge. Die meisten unsrer Leser wissen, daß der berühmte Reaumür den Weisel, zu der einzigen Stammutter eines Bienen-

stoks machte; er behauptete, daß nur dieser allein weiblichen Geschlechts sey; und die vielen Drohnen dieneten ihrem unersättlichen Nahrungstriebe, wie ein Serail von Männern; da denn die Arbeitsbienen ganz ohne Geschlecht wären. Diese Meinung hat sich seit langer Zeit durch das Ansehn ihres Urhebers, der als einer der philosophischsten Beobachter bekannt war, erhalten. Hr. Pastor Schirach glaubte nachmals eine Entdeckung in der Oekonomie der Bienen gemacht zu haben, welche mit der Reaumürschen ganz und gar nicht zutraf. Er behauptet, daß aus einer jeden dreytägigen Bienenraupe noch eine Bienenmutter werden kann; daß die Arbeitsbienen, welche beym Reaumür gar kein Geschlecht hatten, alle weiblichen Geschlechts wären, deren Zeugungstheile sich nur, wegen schlechterer Nahrung, nicht gehörig entwickelt hätten. Und so wären alsdenn bey den Bienen nur, wie bey andern Thieren, Männchen und Weibchen. Hr. Debraw ist gar der Meinung, daß die Bienen, nach Art der mehresten Fische, sich ohne Begattung fortpflanzen. Er sahe, daß die Bienen die Eyer, welche die Königinn in die Cellen gelegt hatte, mit einer weißlichen Flüssigkeit befeuchteten, und daß dieses Flüssige sich nach und nach in den Embryon verlohr. Da man nun die Bienen noch niemals in den Zeugungsgeschäfte ertappet hat, so glaubt er hierdurch seine Meinung zu bestärken; auch hat Maraldi schon vor ihm geglaubt, daß die Männchen der Bienen die Eyer der Weibchen ausserhalb dem Leibe befruchteten. Reaumür, Schirach und Debraw

draw wollen jeder seine Meinung durch viele Observationen bestätigt gefunden haben.

Art. IV. Nachricht von einem Bildnisse des Copernikus, welches Dr. Wolf aus Danzig, der königl. Societät überschickt hat. Es befand sich ehedem in der Herzogl. Gothaischen Bildersammlung, und wurde von dem verstorbenen Herzoge, dem Fürstbischofe von Wermeland, gegen ein Familienstück aus dem Gothaischen Hause, ausgetauscht, welches sich in der Hauptkirche des Bischofs befand, und in der Herzogl. Sammlung fehlte. Der Bischof hat es nachher seinem Günstlinge, Hrn. Hussarzewski vermacht.

Art. V. enthält die Beschreibung einer Reise nach Afrika, vom Vorgebirge der guten Hofnung. Sie ist von Dr. Sparrman, einem Schweden, den Hr. Forster nachmals von Cap aus, mit um die Welt nahm. Sie enthält merkwürdige Nachrichten für die Naturgeschichte, wie man es mit Recht von einen Schüler des Linné erwarten kan. Unter vielen andern erwehnt er einer neuen Kukuksart, den er den Anzeiger oder Wegweiser (*Cuculus indicator*) nennt. Dieser Vogel hat eine eigene Geschicklichkeit, die Nester der wilden Bienen, des Honigs halber, aufzusuchen. Er zeigt seine Entdeckung durch ein besonderes Geschrey an, und die dortigen Honigsucher nutzen ihn daher, dieses zu entdecken. Er führt sie richtig zu dem Neste, wo sie alsdenn nur etwas weniges von dem Honig, zur Belohnung für den Vogel, übrig lassen, damit er sich, da sein Hunger noch nicht gesättiget

get ist, von neuen gezwungen sehe, mehrere Bienennester aufzusuchen.

Art. VI. Nachricht von einigen neuen elektrischen Versuchen, von Hr. Tib. Cavallo. Der Verfasser ist bereits durch eine Abhandlung über die Elektricität bekannt.

Art. VII. Dritter Versuch über die See-Anemonen (Actiniæ Linn.) von Hr. Dicquemare. Man weiß aus den vorhergehenden merkwürdigen Versuchen des Verf., daß diese Thiere sich unbeschadet zerschneiden lassen und daß ihnen die abgeschnittenen Theile wieder wachsen; auch daß sie lebendige Junge gebären. Hier hat Hr. Dicquemare diese Versuche noch weiter getrieben; er hat durch Zerschneiden, aus einer Anemone über vierzehn Junge hervorkommen gesehen.

Art. VIII. hat die Aufschrift: Elektrische Versuche und Beobachtungen, von Hr. Henley. Der Aufsatz ist in zwey Theile getheilt, wovon der erste ein merkwürdiges Beyspiel enthält, daß Lampenschwärze und Theer geschickte Mittel sind, dem Blitze zu Ableitern zu dienen. Ein Mastbaum blieb an dem Theil, wo er mit Lampenschwärze und Theer überzogen war, von einem Wetterstrahle unbeschädigt; da hingegen die nicht überzogenen Theile zersplittert wurden. Daher nimmt Hr. Henley Gelegenheit, Nachricht zu ertheilen, wie man ähnliche Wetterableiter, besonders für Schiffe, verfertigen könne. Der zweyte Theil dieses Artikels betrift die Elektricität der Chocolade, und dann folgen theoretische Vermuthungen

thungen über die Natur der elektrischen Materie. Diese letztern hätten immer, wo nicht ganz wegbleiben, doch viel kürzer und ordentlicher geschrieben seyn können. Denn Hr. Henley mischt da elektrische Materie, Cohäsion, Magnetismus, Feuer, Licht, Phlogiston, durch einander; sieht sie alle für ein und eben dieselbe, nur verschieden modificirte, Substanz an und was dergleichen mehr ist; man lernt aus solchen Speculationen nicht viel.

Art. IX. liefert den Auszug eines Briefes von Johann Strange, Esq. königl. Residenten zu Venedig, nebst einem Briefe an Hr. Strange von dem Abte Toaldo zu Padua, worin eine Nachricht von der Ebbe und Fluth des adriatischen Meeres enthalten ist.

Art. X. Schreiben des Hrn. Peter Wargentin, aus Stockholm, an Hrn. Nevil Maskelyne, königl. Astronomen, betreffend den Unterschied der Längen der königl. Sternwarten zu Paris und Greenwich, welcher sich aus den Verfinsterungen des ersten Jupiters-Trabanten ergiebt, die man während der letztern zehn Jahre beobachtet hat; nebst einer Vergleichungs-Tabelle der übereinstimmenden Wahrnehmungen des ersten Trabanten, welche auf den vornehmsten Sternwarten angestellt sind.

Art. XI. Eine Methode, den Werth einer unendlichen, convergirenden Reihe, zu finden, deren Glieder so schnell abnehmen, daß sie sich nicht durch Addiren, oder Abziehen oder Berechnung ihrer

ihrer Anfangsglieder, summiren lassen. Von Franz Maseres, Esq. Mitgl. der königl. Gesellsch. Der Verfasser ist bereits durch andere mathematische Schriften vortheilhaft bekannt. Er nimmt hier eine convergirende Reihe an, wo nicht nur die Differenzen der Glieder gleichfalls eine convergirende Reihe ausmachen, sondern auch die Differenzen dieser Differenzen geben eine ähnliche Reihe. Es ist also hier von Reihen figurirter Zahlen, oder vielmehr von einer Art von zurückkehrenden Reihen die Rede. Er wendet diese Reihen auf die Quadrirung eines Zirkelbogens mit vieler Geschicklichkeit an, und bringt mit wenigen Rechnen, die Länge eines Bogens von fünf und vierzig Graden, bis auf acht Zahlen richtig heraus, denn nur erst die neunte weicht von der Wahrheit ab. Ein anderes Beyspiel, da er auf eben diese Art die Zeit des Fallens eines Penduls durch einen Zirkelbogen berechnet, zeigt gleichfalls den Vorzug dieser Reihen. Uebrigens findet er, eben wie Stirling, daß die Reihen mit abwechselnden Zeichen leichter zu summiren sind, als die mit gleichen Zeichen.

Art. XII. Eine lateinische Uebersetzung einer Stelle des Ebn Younes mit Anmerkungen; in einem Briefe von Georg Costard, Vicar zu Twickenham, an Sam. Horsley Secretair der königl. Societät. Diese Stelle bezieht sich auf die Beobachtungen und Berechnungen gewisser Sonn- und Mondfinsternisse der alten Zeiten.

Art. XIII. enthält Beobachtungen über die jährliche Ausdünstung zu Liverpool in Lancashi-

re;

re; und über die Ausdünstung als eine Anzeige der Feuchtigkeit oder Trocknis der Atmosphere. Von Dr. Dobson zu Liverpool; mitgetheilt durch Herr Fathergill.

Art. XIV. Nachricht von Leuten welche die Farben nicht unterscheiden konnten; von Herr Jos. Haddart in einem Schreiben an Herrn Jos. Priestley. Dieser merkwürdige Zustand des Sehens an dreyen Brüdern, ist ausserordentlich. Der Mann von welchem hier Nachricht gegeben wird, erinnert sich, daß als er kaum vier Jahr alt gewesen sey, habe er auf der Strasse einen Strumpf gefunden und ihn, um den Eigenthümer zu erfragen, zu seinem Nachbar gebracht. Da habe er bemerkt, daß die Leute den Strumpf, einen rothen Strumpf genannt hätten, da er doch glaubte daß das Wort Strumpf alleine hinreichend sey. Daraus habe er zuerst geschlossen, daß andere mehr sähen als er, nemlich die Farbe einer Sache. Indeß konnte er doch schwarz von weiß unterscheiden. Gelblich nennt er weiß, und benannte oft verschiedene Farben mit einerley Nahmen, doch merkt er einen Unterschied im Fall sie neben einander liegen. Gestreift Band unterschied er von glatten. Dunkele Farben nennte er alle schwarz. Er war übrigens ein vernünftiger Mann, und wünschte sehr die Natur des Lichts und der Farben zu kennen. Er hatte zwey Brüder, die mit ihm im ähnlichen Fall waren; einer davon lebt noch jetzt in Maryport in Cumberland. Dieser irrte sich da ihm verschiedene Farben vorgelegt wurden, am stärksten bey Orange; dies

sagte

ſagte er, iſt die Farbe des Graſes. Zuweilen trift er doch den rechten Nahmen der Farben.

Art. XV. Eine neue Theorie der Kräuſelformig bewegten Körper, in ſo weit ſie von andern Kräften in dieſer Bewegung geſtört werden; von Herrn John Landen. Dieſe neue, ſcharfſinnige Theorie läßt ſich unſern Leſern nicht mit kurzen vortragen. Wir empfehlen ſie um deſto mehr, da Herr Landen als einer der vorzüglichſten Mathematiker bekannt iſt. Segner und Euler haben dieſe Art von Bewegung zuerſt unterſucht und auf die himmliſchen Körper angewandt.

Art. XVI. Anweiſung zu der beſten Compoſition für die metallene Spiegel der reflectirenden Teleſcope; nebſt Unterricht die groſſen Spiegel der Teleſcope zu ſchleiffen, zu poliren und ihnen die rechte paraboliſche Figur zu geben: von John Mudge mitgetheilt durch Alex. Aubert. Ein vortreflicher Aufſatz für praktiſche Optiker.

Art. XVII. XVIII. und XIX. Meteorologiſche Beobachtungen für Lyndon in Rutland; für Briſtol, und für London.

II.

History of the Colonization of the Free States of Antiquity, applied to the preſent Conteſt between Great Britain and her American Colonies. With Reflections concerning the future Settlement of theſe Colonies. London. Cadell 1777. 4. (5. S.)

Geſchich-

Geschichte der Kolonisirung der freyen Staaten des Alterthums, angewandt auf die gegenwärtigen Streitigkeiten zwischen Großbritannien und seinen amerikanischen Kolonien. Mit Anmerkungen über die künftige Einrichtung dieser Kolonien. London 1777. in Quart.

Wer der Verfasser dieser Geschichte sey, wissen wir nicht. In der Einleitung sagt er seinen Lesern, daß er den Regierern der öffentlichen Angelegenheiten unbekannt, daß er durch keine Aussichten zu Vortheilen getrieben, blos von Wahrheitsliebe und von Eifer für die Erhaltung der vollkommensten Verfassung, welche die Welt jemals gesehen hat, beseelet sey. Sein grosser Zweck geht dahin, die Natur der Verbindung zu untersuchen, welche zwischen den Karthaginensern, Griechen und Römern und ihren Pflanzstädten Statt hatte; den Umfang ihrer Gerichtsbarkeit über dieselben zu bestimmen, und insonderheit das Verfahren des Alterthums in Ansehung des so streitigen Punkts der Schatzung fest zu setzen.

Zwey Gründe bewogen ihn, wie er sagt, dieser Arbeit sich zu unterziehen: erstlich, weil er bemerkte, daß man während des Streits über die Natur und Gerechtigkeit des gegenwärtigen Krieges sich häufig auf den Gebrauch im Alterthume berufte und solchen gemeiniglich falsch erklärte; hauptsächlich aber, weil er die Nation auf die parlamentarische Einrichtung vorzubereiten wünschte, welche bey der Unterwerfung der Ko-

lonien eintreten könnte, indem er sowohl der Regierung selbst alle die Belehrung an die Hand giebt, welche aus den lautersten und hinlänglichsten Beyspielen der alten Geschichte gezogen werden kann, als auch sich bemühet die Gemüther des Volks überhaupt mit dieser Einrichtung auszusöhnen, wenn es vielleicht einsieht, daß solche durch die Politik jener Zeiten unterstützt wird, welche die vollkommenste bürgerliche Freyheit genossen.

Dies sind die Absichten unsers Verfassers; die Materie ist merkwürdig und interessant, und man muß gestehen, daß er sich nicht mit fremden Beweisen begnügt, sondern seinen Unterricht aus den ursprünglichen Quellen selbst geschöpft hat.

Das Werk ist in vier Kapitel und jedes Kapitel in Abschnitte getheilet. — In dem ersten Kapitel handelt er von den Karthaginensern, ihrem Ursprunge, blühenden Zustande, ihren Verfassungen u. s. w. und zeigt, daß sie den Handel ihrer Kolonien einschränkten und ihnen Taxen auflegten.

Im zweyten Kapitel giebt er einen allgemeinen Abriß von der politischen Verfassung und den Hülfsmitteln der griechischen Staaten, von den Ursachen der Pflanzungen unter den Griechen u. s. f. und beschließt dasjenige, was er von dieser Materie sagt, auf folgende Weise:

„Nach den angeführten Thatsachen und den erklärten Grundsätzen wird der Leser folgendem System in Ansehung der Pflanzungen Griechenlandes vermuthlich seinen Beyfall nicht versagen.

Alle Republiken dieses Landes waren in Ansehung des Gebiets sehr eingeschränkt und hatten nur wenige Einwohner, theils wegen des kleinen Bezirks ihrer Herrschaft, hauptsächlich aber wegen der allgemeinen Unerfahrenheit im Ackerbau und den Manufakturen, die bey ihnen herrschte. Wenn demnach ihre Kriege, welche sie fast beständig unter einander hatten, ihre überflüssigen Leute nicht aufrieben, so war das einzige Mittel, einer Last, die sie zu ertragen unvermögend waren, sich zu entledigen, dies, sie als Kolonisten in entfernte Gegenden zu schicken, wo sie durch ihre Stärke sich vertheidigen und durch ihren Fleiß sich erhalten musten. Das Mutterland war froh, seines Friedens und seiner Wohlfahrt wegen sich zu erleichtern; und es erwartete keinen Nutzen von seinen Kolonisten, weil es keine Mittel hatte sie zu beschützen oder sich irgend einiger Vortheile von ihnen zu versichern. Folglich gründete sich alle Verbindung, welche zwischen dem Mutterstaat und der Kolonie Statt fand und einzig Statt finden konnte, auf die Zuneigung. Dieser Grundsatz galt in Griechenland bis auf den Persischen Einfall. Um diese Zeit fiengen sowohl die Athenienser als Spartaner an, ihre Ehrsucht über die engen Grenzen ihres Stammsitzes auszudehnen und darauf zu denken, wie sie ihre Bundsgenossen und Kolonien, wenigstens zum Theil, unter ihre Gerichtsbarkeit ziehen möchten. Hieraus entsprang eine wichtige Neuerung in dem politischen System Griechenlandes. Grosse Flotten und Armeen erfoderten einen Schatz, und dieser

Schatz konnte blos durch Auflagen herbeygeschaft werden. Die Athenienser ergriffen den günstigsten Augenblick in der Geschichte ihres Landes, ein Einkommen zu heben: und dies gelang ihnen vollkommen nach Wunsche. Seit der Niederlage des Xerxes bis zum Anfange des peloponnesischen Krieges, während einer Periode von funfzig Jahren, legten sie ihren Bundsgenossen, insonderheit aber ihren Kolonien Taxen auf ohne Widerstand, ja fast ohne Murren. Während des Fortganges dieses Krieges, welcher beynahe dreyssig Jahre dauerte, verloren sie viele ihrer Bundsgenossen und Kolonien; aber sie fuhren immer fort, diejenigen, welche ihnen übrig blieben, zu taxiren. Sie behielten diesen Gebrauch bis zum Ende des Krieges der Bundsgenossen bey, fast so lange als sie eine einzige auswärtige Besitzung hatten. Während einer Periode von 120. Jahren also, nämlich vom Anfange der 76sten Olympiade, da die Perser aus Griechenland gejagt wurden, bis zum Anfange der 106ten Olympiade, da bey dem Ende des Krieges der Bundsgenossen diese für unabhängig erkläret wurden, fuhr Athen fort, seine Kolonien mit Auflagen zu beschweren.

Die Spartaner allein waren der zweyte Staat, der Kräfte genug besaß, die Schatzung auszuüben. Alle die übrigen Republiken, Theben ausgenommen, während der kurzen Lebenszeit des berühmten Epaminondas, suchten und hoften keinen weitern Einfluß auf ihre Nachbaren, als ihr kleines ursprüngliches Land, welches sie besassen

fassen zu behaupten und, was das allgemeine System betraf, sich in ein Bündniß mit Athen oder Sparta einzulassen. *) Die Verfassung der letztern untersagte alle Schatzung. So gar die einheimischen Ausgaben ihrer Regierung wurden durch eine Privatbeysteuer zusammen gebracht, und ihre Soldaten dienten ohne Sold. Als aber die Lazedämonier während des peloponnesischen Krieges grosse Flotten und Armeen ausrüsteten und Züge nach Sizilien und Asien unternahmen, und als sie hernach unter dem Agesilaus ihre Eroberungen bis in Asien hinein treiben und nach der Oberherrschaft über Griechenland strebten, wurde das Geld durchaus nothwendig, um solche weit gehende Operationen zu bestreiten. Wie hoben sie dieses Geld? Zwar nicht durch ordentliche Auflagen, aber durch Mittel, die eben die Wirkung

*) Es ist eine thörichte Einbildung einiger Politiker, welche sich vorstellen, das Gleichgewicht der Macht sey ein blos den neueren europäischen-Staaten bekanntes Geheimniß der Politik. Die griechischen Republiken kannten dies Geheimnis und handelten nach demselben, und ihre Bemühungen, es zu erhalten, waren eine Hauptursache der häufigen Kriege und Revolutionen, wovon die Geschichte dieses Volkes voll ist. So gar bey den Unternehmungen der wilden Völkerschaften in Amerika kommt es in Betrachtung und leitet dieselben. Es scheint von der Natur eingepflanzt zu seyn und ist wirklich so sichtbar, daß es kaum der Bemerkung irgend eines Haufens von Leuten entgehen kann, die eine hinlängliche Beurtheilung haben, um eine politische Gesellschaft zu errichten.

Wirkung hervorbrachten, ob sie gleich in Ansehung der Art der Einhebung unangenehmer und verderblicher waren; durch schwere Beysteuern, welche sie von ihren Bundsgenossen und Kolonien foderten, durch Räubereyen und schimpfliche Kontrakte. So verfuhren sie über sechzig Jahre, vom Anfange des peloponnesischen Krieges bis auf die Schlacht bey Mantinäa, durch welche Epaminondas die Herrschaft von Sparta beynahe vernichtete. Mit einem Wort: die Geschichte von Griechenland liefert kein Beyspiel irgend eines Staats, welcher die Macht hatte, seinen Kolonien Steuern oder Schatzung aufzulegen, und diese Macht nicht ausgeübt hätte.

Auch war das Betragen von Athen und Sparta in diesem Stück nicht die Ursache jener mächtigen Verbindungen wider sie, welche endlich ihre Erniedrigung vollendeten. Hätten sie sich mit der Hebung eines billigen Tributs von ihren Kolonien für den Schutz, welchen sie ihnen angedeihen liessen, begnügt, oder hätten sie von ihren Bundsgenossen nur in Kriegszeiten Geld verlangt, um den Aufwand zu bestreiten, welchen sie zur gemeinschaftlichen Vertheidigung machen musten, so würden sie wahrscheinlich die Eifersucht ihrer Nachbaren nicht erregt, und man würde ihnen die Ausübung dieser Rechte nicht streitig gemacht haben. Aber diese Republiken kannten in der Erweiterung ihrer Herrschaft keine Mässigung. Ihre Erhabenheit über ihre Schwesterstaaten flößete ihnen die grenzenloseste Ehrsucht ein, und alle beyde maasseten sich, eine nach der andern,

offen-

offenbar die Oberherrschaft über Griechenland an. Die Spartaner verbanden zuerst die übrigen Republiken und lenkten ihre Unternehmungen gegen die Athenienser. Jene demüthigten diese blos in der Absicht, selbst eben den hohen Flug zu nehmen. Epaminondas vergalt den Lazedämoniern das Spiel, welches sie gegen die Athenienser getrieben hatten, und bald hernach rissen die Mazedonier auf immer die Lorbeern Griechenlandes herunter."

Die Materien des dritten Kapitels sind der Fortgang der römischen Waffen — die Politik dieses Volks in Ansehung der eroberten Staaten — die Municipia — Socii — Präfecturä — Kolonien — Ursachen der Pflanzungen u. s. w.

Unser Verfasser bemerkt daß die Kolonien bey den Römern von zweyerley Art waren, römische und lateinische, und er bemühet sich zu zeigen, daß eine römische Kolonie ein genaues Muster einer englischen amerikanischen Kolonie war, in so fern die Verschiedenheit der Verfassungen Roms und Britanniens solches gestattet.

„Jene, sagt er, hatten die Regierung derselben so eingerichtet, daß sich solche so sehr als möglich der Regierung des Mutterlandes näherte; die Duumviri glichen den Konsulen; die Dekurionen waren das beste Gemälde, das man von dem Senat geben konnte; und das Volk hatte in beyden einerley Gewalt und handelte für sich auf eine nöthig übereinstimmende Weise. In den britti-

brittischen Kolonien kann man eine ähnliche Analogie treffen; der Gouverneur stellet die königliche Gewalt vor, die allgemeine Versammlung hat eine Aehnlichkeit mit dem geheimen Rathe des Königs, und da daselbst keine Klasse des Adels ist, welche einen besondern Zweig der Regierung ausmachen könnte, so sind die Kammern der Repräsentanten das gleichendste Bild, welches man von den beyden Parlamentshäusern haben konnte. Die römischen Kolonisten hatten die Macht Taxen aufzulegen, Gesetze und Anordnungen in Ansehung der Regierung und Polizey der Kolonie zu machen und zu vollziehen, und Beschützer oder Agenten in Rom zu wählen, welche ihr Bestes besorgten. Die amerikanischen Kolonisten besitzen eben diese Rechte. Die römischen Kolonisten waren keiner bürgerlichen Freyheiten beraubt, die sie in dem Mutterstaate genossen, und von welchen sie nicht nothwendig durch ihre Situation ausgeschlossen wurden, weil diese ihnen nicht erlaubte sich derselben zu bedienen. Die brittischen Kolonisten befinden sich in vollkommen ähnlichem Falle. Die römischen Kolonisten hatten keinen Antheil an der Regierung des Mutterlandes, keine Stimme in den Komitien, keinen Zutritt zu den dasigen Ehrenstellen und Aemtern, weil sie freywillig diesen Vortheilen entsagt hatten, um andere in der Kolonie zu erhalten, die ihnen mehr werth waren. Sie konnten jedoch, so bald sie Lust hatten, alle diese Vorrechte wieder erlangen, wenn sie in ihr angebornes Land zurückkehrten und die Eigenschaften wieder an-

annahmen, zu welchen dasselbe sie berechtigte. Hierinn hat es wiederum mit den brittischen Kolonisten eine völlig übereinkommende Bewandniß. Sie haben keinen Theil an der Regierung des Stammreichs. Aber auf wen fällt die Schuld? Sie wußten daß dies die nothwendige Folge ihrer Auswanderung seyn würde. Können sie Dinge besitzen, die ihrer Natur nach unvereinbar sind? Setzen sie auf die politischen Rechte des Volks in dieser Insel einen höhern Werth, als auf das Glück, welches sie vielleicht in den Kolonien erhalten konnten, so hätten sie diese Rechte behalten und zu Hause bleiben können. Sie haben die Wiedererlangung derselben immer in ihrer Gewalt, so bald sie werden geneigt seyn den Bedingungen sich zu unterwerfen, auf welche sie von den Einwohnern Britanniens angenommen werden können. Die römischen Kolonisten waren in allen Fällen der oberaufsehenden Gerichtsbarkeit des römischen Volks unterworfen. So sind es auch, wie die grosbritannische Regierung behauptet, die Kolonien in Amerika. Die letztern haben jedoch seit kurzem für Recht gehalten, dieses in sehr harten Ausdrücken zu leugnen. Die römischen Kolonisten waren verbunden, nicht nur für die Ausgaben ihrer Provinzialregierungen zu sorgen, sondern auch erfoderlichen Falls so wohl an Geld als an Mannschaft diejenige Hülfe zu leisten, welche der Mutterstaat zur Unterstützung und Vertheidigung seiner Regierung nöthig hatte. Dies ist genau die Pflicht der brittischen Kolonien, wie ihr Mutterland behauptet.

„Ich habe sie gepflanzt, ernähret und beschützt, und kann nach allen Gesetzen der Vernunft und Gerechtigkeit Gehorsam und Beystand von ihnen fodern.“ „Wir sind vermöge der natürlichen Gesetze berechtiget, frey zu seyn, antworten die Kolonien. Wir ersetzen euch alle eure Mühe und Aufwand reichlich durch unsern Handel, welchen ihr ausschlüssig treibet. Wir haben keinen Antheil an eurer Regierung und daher wollen wir auch keine Lasten derselben tragen.“

In dem zehnten Jahre des zweyten punischen Krieges ereignete sich ein merkwürdiger Vorfall in der Geschichte der römischen Pflanzungen. Da diese Begebenheit die Gesinnungen und das Betragen dieses grossen Volks in Ansehung ihrer Kolonien in ein sehr helles Licht setzt, so giebt unser Verfasser eine besondere Nachricht davon, auf welche wir jedoch unsere Leser verweisen müssen. Er beschließt das Kapitel mit folgenden Worten:

„Alles was in Ansehung der Pflanzungen Roms angeführet ist, kann auf folgende Weise unter einen Gesichtspunkt zusammengefaßt werden: Die Römer liessen sich die griechischen Kolonien, deren die meisten durch ihren Wohlstand und ihre Entfernung von dem Mutterlande gereizt wurden, ihrer Verbindlichkeit zu entsagen, zur Warnung dienen. Sie zweifelten nicht, daß unter ähnlichen Umständen ihre Kolonisten es eben so machen würden, und daher hatten sie gar keine Neigung weder sehr entfernte, noch sehr weitläuftige Pflanzstädte anzulegen. Aus diesem Grunde

errich-

errichteten sie binnen 663 Jahren seit der Erbauung Roms nur eine einzige Kolonie in den Provinzen, ob sie gleich deren über funfzig in Italien gegründet hatten. Sie unterwarfen alle ihre Kolonien solchen Einschränkungen und gaben den Verfassungen derselben eine solche Form, als sie für nöthig hielten, um ihre Unterwürfigkeit und Abhängigkeit zu sichern. Sie beraubten sie zusammen des Rechts der Stimmung in den Komitien zu Rom, theils die Hoheit und Würde dieser Versammlungen aufrecht zu erhalten, indem sie dafür sorgten, daß solche nicht zu zahlreich würden, und theils weil die Entfernung der Kolonisten ihre Theilnehmung mit so vielen Unbequemlichkeiten verknüpfte, daß man auf solche nicht warten konnte, ausgenommen bey ausserordentlichen Gelegenheiten, um die Absichten einer Parthey zu begünstigen. Die lateinischen Kolonisten beraubten sie der Freyheit der Bürger gänzlich. Sie entzogen selbst den römischen, ihren am meisten begünstigten Kolonisten dieses Vorrecht auf eine Zeitlang. Sie verpflichteten alle ihre Kolonien, ihre höchste Gerichtsbarkeit zu erkennen und zum Beweise hievon so viel Geld als eine Schatzung zu erlegen, und so viel Hülfe an Truppen zu leisten, als von ihnen zum Dienste des Staats würde verlangt werden. Sie bestimmten so gar die Art der Hebung dieser Taxen und Subsidien. Sie setzten das Verhältniß (oder die Formel, wie sie es nenneten) fest, nach welchem die Staaten der Kolonisten der Schatzung unterworfen seyn sollten. Sie bestimmten die Anzahl

und

und bezeichneten bisweilen die Namen der Kolonisten, welche in das Verzeichniß der Rekruten eingetragen werden sollten. Sie schalteten mit ihrem Gelde, wie sie es für gut ansahen, und schickten ihre Soldaten zu Kriegsdiensten aller Orten hin, wo irgend das Beste der Republik es erfoderte.

Nachdem die Regierungsform einer Kolonie eingerichtet und die von dem Senat angewiesenen Ländereyen unter die Mitglieder derselben vertheilet waren, welche zwey Verrichtungen von angesehenen Personen vollzogen wurden, die zur Ueberbringung der neuen Anbauer nach ihren Wohnplätzen ernannt waren, so erlaubten die Römer den Kolonisten, ihre besondere Angelegenheiten nach ihrem Gutfinden zu behandeln. Demnach gaben sie Gesetze und übten solche aus, wie sie es der innern Regierung der Kolonie für nöthig hielten. Sie machten innerhalb ihrer Gerichtsbarkeit Geldauflagen und bestraften Verbrechen aller Art. Und damit nichts, was ihr Interesse betraf, ohne ihren Willen vorgehen möchte, selbst in dem Mutterstaate nicht, so behielten sie ihre Beschützer oder Agenten zu Rom, welche ihr Bestes besorgten und ihre Rechte vertheidigten." *)

„So

*) Damit der Leser einen vollständigen Abriß von dem Verfahren sowol der alten als neueren Staaten in Ansehung der Schatzung der Kolonien erhalte, will ich in dieser Anmerkung einen kurzen Bericht von den Auflagen hinzufügen, womit die Holländer, Franzosen, Spanier und Portugiesen ihre

„So waren, was die Regierung der Kolonien betrift, die Maximen und das Betragen der Karthaginenser, Griechen und Römer beschaffen, der durch Tugend, Kultur und politische Freyheit merkwürdigsten Völker des Alterthums und für deren Meynungen und Betragen in Absicht auf die Regierung alle gesittete Nationen die grösseste Achtung gehabt haben. Worinn besteht denn

ihre Kolonien belegt haben. Die Holländer sind dasjenige Volk, dessen Verfassung, was die Pflanzungen betrift, natürlicherweise die Aufmerksamkeit Britanniens auf sich ziehen muß. Der Leser wird aber vielleicht erstaunen, wenn er siehet, daß es hierinn nach weniger milden Grundsätzen handelt, als irgend ein andrer heutiger Staat. Die den Kolonisten am wenigsten vortheilhafte Regierungsart ist diejenige, da man sie der Gerichtsbarkeit einer Handlungsgesellschaft unterwirft, die mit ausschliessenden Freyheiten, wofür sie dem Staat eine gewisse Summe entrichtet, begabt ist; gleichwohl haben die vereinigten Provinzen diese Art der Regierung in ihren Besitzungen sowol in Ost- als Westindien angenommen. Die holländische ostindische Kompagnie bezahlt der Republik für jede Erneuerung ihrer Freyheitsbriefe starke Geldsummen. Sie erlegt Abgaben für die Einfuhr aller Waaren, die sie aus Indien bekommt, und Abgaben für die Ausfuhr der Artikel, die sie versendet. Im Jahr 1743. erhielt sie die Erneuerung ihres Freyheitsbriefes unter der Bedingung, daß der Staat von den Dividenden der Kompagnie drey Pro Cent bekommen sollte.

In den französischen westindischen Inseln sind alle Waaren einem Zoll der Einfuhr aus Frankreich unterworfen. Die Kolonisten bezahlen eine gewisse

denn die Klugheit, welche wir aus ihrem Beyspiele herleiten können, um die Rathsversammlungen unsers Landes bey den gegenwärtigen Zeitläuften zu lenken? Welche Muster in Behandlung der Kolonien geben sie uns an die Hand, die in der Einrichtung der unsrigen uns nützlich seyn können?“

In dem vierten Kapitel wendet der Verfasser das in den vorhergehenden Kapiteln vorgetragene auf den gegenwärtigen Streit zwischen Grosbritannien und seinen Kolonien in Amerika an. Seine Absicht ist nicht, eine Untersuchung der Rechte und Foderungen der Partheyen in diesem unglücklichen Zwiste anzustellen, sondern sich auf Beyspiel und Erfahrung zu berufen, welche gemeiniglich einen grössern Einfluß auf die Menschen haben als Spekulationen. Man wird, wie er meynt,

gewisse Taxe für jeden Neger in ihren Besitzungen, und die meisten Produkte der Inseln sind ebenfalls mit einer Auflage beschweret.

Der König von Spanien nimmt den fünften Theil vom Silber und den zehnten von allem Golde, das in Mexiko aufgebracht wird, ausser einer Abgabe von 33 Pro Cent von allen aus Europa ausgehenden Waaren, $2\frac{1}{2}$ Pro Cent von jedem Verkauf, und grossen Summen bey ausserordentlichen Gelegenheiten unter dem Namen von Darlehen.

Der König von Portugal bekommt den Fünften von allem Golde, das in Brasilien gefunden wird, und 1500 Livres für jede Diamantgrube, die bearbeitet werden soll, der Unternehmer mag glücklich seyn, oder nicht.

meynt, aus der vorhergehenden Geschichte leicht bemerken, daß die Kolonien in Amerika eben so gehandelt haben, wie die aufrührischen Kolonien des Alterthums unter ähnlichen Umständen. Sie fodern dieselben Freyheiten, weil sie jetzt im Stande zu seyn glauben, solche zu behaupten.

Das Recht Grosbritanniens, seinen amerikanischen Kolonien Schatzungen aufzulegen, wird, wie er sagt, durch die Gewohnheit der grössesten und freyesten Staaten des Alterthums unterstützt, der Karthaginenser, Griechen und Römer:

„Karthago war, wie Grosbritannien, eine grosse Handelsnation. Sie übertraf alle Völker im Alterthum in der Kenntniß des Seewesens und sie gebrauchte diese Kenntniß weislich zur Beförderung des Handels. Da sie durch die Erfahrung von dem Nutzen, welcher aus ihrem Handel mit auswärtigen Staaten entsprang, überzeugt war, so ließ sie sich es äusserst angelegen seyn, Kolonien zu errichten, um diesen Handel einträglicher zu machen. Die Reisen um Afrika und längs der Küste des atlandischen Meers, insonderheit aber die grossen Flotten, welche Hanno und Hamilkar befehligten, sind starke Beweise, daß der Handelsgeist bey ihnen die Oberhand hatte. Doch sind nur von der Behandlung ihrer Kolonien auf den Inseln des mittelländischen Meers und längs den Küsten desselben einige Nachrichten vorhanden, und aus diesen lernen wir, da zu jeder Zeit ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hervorbringen, daß ihre Grundsätze und ihr Verfahren in

Anse-

Ansehung ihrer Kolonien mit dem von Grosbritannien sehr übereinkommen. Sie hatten ein wachsames Auge auf ihren Handel und machten in Ansehung desselben solche Verfügungen, welche am wirksamsten waren den Gewinn von demselben für den Mutterstaat zu vergewissern. Sie erweiterten diese Anordnungen, oder schränkten sie ein, wie es der Zustand ihrer Kolonisten erfoderte. Sie glaubten jedoch nicht, daß das Monopolium ihres Handels aller Vortheil sey, den sie von ihnen zu ziehen befugt wären. Ganz zuverläßig hoben sie Rekruten für ihre Armeen aus ihren Kolonien in Sizilien und Sardinien, und sie brauchten diese Rekruten in Afrika oder Spanien, wie die Bedürfnisse des Staats es foderten. Sie hoben starke Steuern an Gelde sowol als an Getraide von ihren Kolonisten in Afrika, welche sich willig ihrem Ansehn unterwarfen und blos über das Uebertriebene ihrer Foderungen oder über die Strenge ihrer Pächter der Einkünfte sich beklagten.

Hätten diese Kolonisten die Gesinnungen gekannt, welche jetzt in Amerika so herrschend sind, so würden sie den Karthaginensern vorgestellet haben, daß sie nach göttlichen und natürlichen Gesetzen berechtiget wären, frey zu seyn, und daß ihre Freyheit darinn bestände, ihr Geld selbst zu geben und zu bewilligen, welches keine Macht auf Erden befugt wäre, ohne ihre Einwilligung von ihnen zu nehmen; daß sie den Senat oder das Volk von Karthago, welche diese Taxen auflegten,

ten, nicht zur Rechenschaft fodern könnten, und wenn diese von ihnen zur gemeinschaftlichen Vertheidigung Geld heben könnten, so wären sie im Stande, ihnen ihr ganzes Eigenthum zu rauben. Was könnte sie gegen eine so fürchterliche Macht schützen? Sie würden behauptet haben, daß Gesetzgebung und Schatzung unzertrennlich sind; und sie daher keine Auflagen bezahlen wollten, weil sie keinen Antheil an der Regierung von Karthago hätten; daß das Monopolium ihres Handels mehr als zureichende Vergeltung für den Schutz wäre, dessen sie genössen; hätten die Karthaginenser mehr nöthig, so möchten sie dies Monopolium aufheben, alsdenn wollten sie mit Freuden ihren Theil zu dem öffentlichen Aufwande beytragen, wenn er konstitutionsmäßig gefodert würde; auf andere Bedingungen Taxen zu bezahlen, würde so viel heissen als sich für Sklaven erklären und zugestehen, „der göttliche Urheber unsers Daseyns habe die Absicht gehabt, daß ein Theil des menschlichen Geschlechts ein unumschränktes Eigenthum und eine unbegrenzte Gewalt über die anderen haben sollte, welche von seiner unendlichen Güte und Weisheit zu Gegenständen der gesetzlichen Herrschaft, welcher, wenn sie auch streng und unterdrückend wäre, man sich nie rechtmässig widersetzen könnte, ausersehen wären." Die Kolonisten in Afrika höreten niemals eine solche Sprache und waren mit dergleichen Grundsätzen gänzlich unbekannt. Es war vielleicht ein Glück für sie, daß sie so unwissend waren, indem es fast unzweifelhaft scheinet, daß

Kartha-

Karthago solche Gesinnungen für verrätherisch würde erklärt haben.

Der Zustand der Griechen in Rücksicht auf ihre Kolonien war sonderbar, und ich habe mich bemühet, ihr Betragen gegen sie den besonderen Umständen dieses Zustandes gemäß zu erzählen. Man muß gestehen, daß sie bis auf die Zeit des persischen Einfalles keine Taxen von ihnen erhoben und daß selbst nach dieser Epoche von keinem Staate Griechenlandes, Athen ausgenommen, ordentliche Steuern gefodert wurden.

Doch kann dieses Beyspiel nicht zum Vortheile der Amerikaner angeführt werden, weil die Situationen der Kolonisten auf keine Weise gleich sind. Der Grund des Betragens der griechischen Staaten lag nicht darinn, daß sie die Schatzung für widergesetzlich, ungerecht oder tyrannisch gehalten hätten, sondern weil keine politische Verbindung zwischen ihnen und ihren Kolonien Statt fand, welche jene berechtigen konnte, von diesen Subsidien zu heben. Ihre Kolonisten waren nicht, wie die Amerikaner, auf Ländereyen gesetzt, die innerhalb des Gebiets und unter der Gerichtsbarkeit der Mutterstaaten lagen. Sie erhielten von ihnen weder Schutz, noch Beystand, noch Freyheiten von irgend einer Art. Sie bestanden aus Haufen von Bürgern, die zu Hause kein Unterkommen und in keiner Provinz des Mutterlandes ihren Unterhalt finden konnten. Sie wurden auf gut Glück auswärts versendet, Wohnungen zu suchen, ihren Unterhalt sich zu verschaffen und sich

sich auf die beste ihnen mögliche Weise selbst zu beschützen. Die Mutterstaaten konnten über solche Kolonisten keine Herrschaft behalten, und hatten keinen Nutzen von ihnen zu erwarten. Wenn diese ihnen mit den gewöhnlichen Zeremonien, die in dergleichen Fällen in Griechenland üblich waren, begegneten, so konnten jene nichts weiter verlangen.

„Als aber nach dem persischen Einfalle Athen mächtig geworden war, fand es bald einen Vorwand, von seinen Kolonien Taxen zu erheben; und es setzte dies Verfahren immer fort, bis es das Gebiet derselben und mit ihm ihre Beyhülfe verlor. Die Athenienser bestimmten die Summe des Geldes, welche jede Kolonie zu liefern schuldig seyn sollte. Sie verwandelten bisweilen Kriegsdienste in Abgaben und brauchten so gar, wenn es nöthig war, Gewalt, ihre Foderungen zu unterstützen. Die amerikanischen Kolonien befinden sich in einem ähnlichen Falle mit den Kolonisten von Athen nach dem persischen Einfalle. Sie sind in Länder versetzt innerhalb der Herrschaft des Mutterstaates. Sie haben von demselben Aufmunterung, Schutz und Unterstützung erhalten, und sie sind aller Vortheile, welche dieser gewähren konnte und welche mit ihrem Zustande sich vereinigen liessen, theilhaftig geworden. Daß die Athenienser Kolonisten von solcher Art der Schatzung würden unterworfen haben, leidet keinen Zweifel. Daß sie würden das Schwerdt gebraucht haben, wie Grosbritannien gethan hat, ihr Ansehn zu behaupten und sich

Gehor-

Gehorsam zu verschaffen, beweiset die ganze Geschichte ihrer Pflanzungen.

So gar Sparta, der einzige von den übrigen Staaten Griechenlandes, der vermögend war von seinen Kolonien Steuern zu heben, würde die Amerikaner ungefehr auf dieselbe Art behandelt haben, als von Grosbritannien geschehen ist. Es würde zwar keinen jährlichen Tribut gefodert haben; aber es würde sehr schwere zufällige Subsidien verlangt haben, so oft die Bedürfnisse des Staats solche nothwendig gemacht hätten.

Unter allen Staaten des Alterthums übten die Römer die ausgedehnteste Gewalt über ihre Kolonien aus. Sie sahen das Bestreben derselben nach Unabhängigkeit mit eifersüchtigen Augen an; und sie ergriffen die wirksamsten Mittel, dies Vorhaben zu vereiteln. Sie unterwarfen sie alle ohne Ausnahme den Geld- und Truppenlieferungen; und sie bestimmten den Belauf und die Art der Hebung dieser Lieferungen. Sie brauchten beyde, wie sie es gut fanden, ohne den Kolonisten zu verstatten, sich im mindesten um ihr Verfahren in diesem Stück zu bekümmern.

Das Leben und die Güter der römischen Kolonisten waren gänzlich der Ausübung dieser ungebundenen Gewalt blos gestellet, über welche die Amerikaner so laut sich beklagen und welche sie für das wesentliche Kennzeichen der Sklaverey halten; nämlich daß ihr Geld ohne ihre Bewilligung genommen wurde durch eine Gesellschaft von Leuten, denen ihre Verfassung fremd war und wel-

che

che sie nicht zur Verantwortung ziehen konnten; daß diese Leute dies Geld verwendeten, wie es sie gut deuchte, ohne daß die Kolonisten einiges Recht gehabt hätten, nach dem davon gemachten Gebrauche zu fragen, „oder dahin zu sehen ob es nicht feilen und bestochenen Leuten verschwendet würde in der Absicht, die bürgerlichen Rechte der Geber zu untergraben, oder doch zur Erhaltung stehender Armeen gebraucht würde, die mit ihrer Freyheit unvereinbar wären und ihren Ruhestand unterstützten;" mit einem Wort, sie waren „einer so unbegrenzten Gewalt ausgesetzt, daß solches eine Häufung aller Beeinträchtigungen in sich faßte, einer Gewalt, welche sich das Recht anmaßte Gesetze zu geben, die sie in allen möglichen Fällen verpflichteten." Verdiente die dem Anschein nach unterwürfige und gemäßigte Sprache der zwölf widerspänstigen Kolonien im zweyten punischen Kriege, da sie vorstellleten daß sie geneigt wären Hülfe zu leisten, wenn sie das Vermögen dazu hätten, von dem römischen Konsul den Namen des Aufruhrs und der Verrätherey, so überlasse ich dem Leser zu bestimmen, mit welchem Namen Gesinnungen zu belegen sind, welche das Recht, diese Hülfe zu fodern, bestreiten und dasselbe gerade zu für unbillig und tyrannisch halten.

Endlich ist es noch merkwürdig, daß keiner der Mutterstaaten des Alterthums seinen Kolonisten eine Theilnehmung an seiner bürgerlichen Regierung gestattete, bis den römischen dieses Vorrecht durch das Julische Gesetz zugestanden wurde.

Alle Bürger von Karthago, welche einigen Antheil an der gesetzgebenden Macht hatten, hielten sich in dem ursprünglichen Gebiete der Republik auf, welches sich nicht sehr weit erstreckte. Das Volk in allen alten Republiken hatte so häufige Gelegenheiten, den wegen der Staatsgeschäfte nothwendigen öffentlichen Versammlungen beyzuwohnen, daß es nicht wohl in einer Entfernung sich aufhalten konnte. Ein entfernter Aufenthalt war fast so gut als eine Ausschliessung von dem Rechte der Bürgerschaft; weil dieses Recht ohne grossen Nachtheil nicht ausgeübt werden konnte. Die Tribus Faleria, eine der entferntesten unter den römischen Zünften, und die ein Land nahe bey der Mündung des Liris inne hatte, lag nicht über 80 Meilen von der Stadt. Der grössere Theil der Zünfte war nicht über halb so weit entfernt. Aus der Natur der Sache ergiebt sich daher, daß die Kolonisten der alten Republiken, welche größtentheils in viel entferntern Ländern seßhaft waren, die Beybehaltung der Vorrechte der Bürger weder verlangten, noch erhielten, weil sie dieselben mit irgend einigem Nutzen nicht geltend machen konnten.

Diese Theorie wird durch viele Thatsachen unterstützt, welche die Wahrheit derselben nothwendig voraussetzen. Man kann sich nicht einbilden, daß die Kolonisten in Afrika wieder die Karthaginenser sich empöret haben wegen des Uebermaasses der Foderungen, deren Auflegung sie selbst bewilliget hatten. Die Kolonisten von

Athen

Athen und Sparta konnten unmöglich aus Italien und Sizilien, aus Asien und Trazien versammlet werden, um den verschiedenen Komitien ihrer Mutterstaaten beyzuwohnen. Was aber die Römer betrift, von deren Pflanzungen die Nachrichten meistens vollständig auf uns gekommen sind, so ist es ausgemacht gewiß, daß ihre Kolonisten vor dem Julischen Gesetze keinen Antheil an der bürgerlichen Regierung des Mutterlandes hatten. Nach diesem Gesetze erhielten sie Antheil an der Regierung der Republik und trugen nicht wenig zum Umsturz ihrer Verfassung bey."

Wir können unsern Lesern unmöglich einen genauen Abriß der historischen Umstände, aus welchen unser Verfasser seine Folgerungen zieht, vorlegen. Die Auszüge, welche wir ihnen mitgetheilt haben, werden ihnen hoffentlich einen zureichenden Begriff von dem Innhalte seiner Schrift geben, welche denjenigen die mit der alten Geschichte bekannt sind, keine ungünstige Idee von seiner Gelehrsamkeit und Beurtheilung machen wird. Zum Beschluß zählt er die Vortheile und Nachtheile auf, welche mit der Unterhaltung einer stehenden Armee in Amerika und der Zulassung von Repräsentanten der Kolonien im Parlemente verbunden sind.

III.

An Experimental Inquiry into the Cauſe of the Changes of Colours in Opake and Coloured Bodies. With an Hiſtorical Preface, relative to the Parts of Philoſophy therein examined, and to the ſeveral Arts and Manufactures dependent on them. By Edward Hussey Delaval. F. R. S. 4to. 55. Nourſe. 1777.

Verſuche und Bemerkungen über die Urſache der Veränderungen der Farben undurchſichtiger und gefärbter Körper — von E. H. Delaval.

Im Jahre 1765. erhielt Hr. Delaval die jährliche Preismünze der Königl. Geſellſchaft, weil er einen vortreflichen Aufſatz eingegeben hatte, worinn er aus Verſuchen die Uebereinkunft der eigenthümlichen Schweren der verſchiedenen Metalle und der Farben zeigte, die ſie durch ihre Vereinigung mit Glas oder unter andern Zubereitungen hervorbringen. Dieſer Aufſatz iſt in dem 55. Bande der Philoſ. Transactions eingerückt. *) Aus den angeſtellten Verſuchen zog der Verfaſſer den Schluß, daß bey den Farben, welche die Metalle, wenn ſie zu dem reineſten Glaſe geſetzt werden, hervorbringen, die Brechbarkeit der Strahlen jeder Farbe mit der Dichtigkeit des Metalls,

*) Eine Ueberſetzung ſteht in dem Neuen Hamburg. Magazin, Th. II. S. 444.

Metalls, das sie erzeuget, zusammenstimme. Nemlich Gold, Bley, Silber, Kupfer und Eisen geben Roth, Orange, Gelb, Grüne und Blau, also in so weit nach der Ordnung der prismatischen Farben, nur daß die von Newton so benannte Indigfarbe und violetnes Purpur fehlen; Inzwischen möchten auch diese können hervorgebracht werden, zwar nicht durch eigentliche Metalle, aber doch durch zwey Mineralien, die mit den Metallen nahe verwandt sind, nemlich Blau durch den Kobold, das ein viel beständigeres Blau als irgend einige metallische Kalke giebt, und das violetne Purpur durch Braunstein. Dieselben Grade der Hitze, wodurch Gold, Bley, Kupfer ꝛc. ihre Farben zeigten, gaben nach den von dem Recens. angestellten Versuchen, mittelst des Eisens, kein Blau, so daß also die dem Eisen zukommende Farbe nicht Blau, sondern Roth oder Gelb zu seyn scheinet, als welche Farben es beyde nach der Reihe hervorbringt, und Gelb dem Ansehen nach allemahl, wenn es vollkommen verglaset ist. Selbst das Berlinerblau, welches aus Eisen bereitet wird, verlieret im Feuer seine Farbe und wird, in einem mäßigen Grade von Hitze, mit Glas geschmolzen, Olivenfarbig, so wie es in einem starken lange anhaltenden Feuer nur ein blasses Grün hervorbringet.

Diese schätzbaren Versuche über die durch metallische Kalke im Glase erzeugte Farben, machen den letzten Theil der hier angezeigten Schrift aus, und sind mit andern gleich sinnreichen und wichtigen Versuchen über die Veränderungen der Far-

ben vermehret, welche sich an undurchsichtigen und gefärbten Körpern, mittelst der Auflösung in verschiedenen Menstruis, durch Fäulung, Verdickung, Gerinnung, Abdünstung u. s. w. kurz durch alles ereignen, was die färbenden Theile der Körper in kleinere Theilchen zerfällen oder in grössere vereinigen kann. Der Verf. zeigt, daß alle diese Veränderungen nach einer gleichförmigen und allgemeinen Regel geschehen. Die lehrreiche und unterhaltende Vorrede giebt eine kurze Nachricht von der Wissenschaft der Alten in denen Künsten, welche von der Kenntniß der Farben abhangen.

Was den Verfasser auf seine Untersuchungen brachte, sind Newtons Wahrnehmungen von den Farben dünner Scheibchen durchsichtiger Mittel.*) Die Materien, welche derselbe brauchte, sind durchsichtig und farbenlos, nemlich Glas, Wasser und Luft, deren Dicke er durch mechanische Mittel vermehrte oder verminderte, und dadurch allerhand Farben hervorbrachte. Diese Farben aber haben, wegen ihrer Vergänglichkeit, keinen praktischen Nutzen. Unser Verfasser, der Newtons Theorie für das gemeine Leben brauchbar zu machen wünschte, unternahm daher die Verän-

derun-

*) Dies sind die Versuche mit zwey aufeinandergelegten grossen Objektivgläsern, woran Newton beym Daraufsehen oder Durchsehen eine Menge farbichter Ringe erblickte. Er hat sich sehr damit beschäftiget, und setzt einen grossen Werth darauf, ob sie gleich noch sehr zweydeutig sind.

derungen der Farben an Körpern, die gefärbt bleiben, zu untersuchen, und zu erforschen, ob diese Veränderungen sich nach denselben Gesetzen, wie bey den farbenlosen Materien, richten. Dazu mußte er aber ein ganz anderes Verfahren wählen, und zu solchen chymischen Mitteln seine Zuflucht nehmen, wodurch die Bestandtheile der Körper in Absicht auf ihre Grösse und Stärke verändert werden können, so wie fast alle Veränderungen der natürlichen Körper auf eine Trennung und Vereinigung ihrer Bestandtheile ankommen. Newton glaubte auch, daß die Materie aus lauter soliden, undurchdringlichen, unvergänglichen Theilchen bestehe, welches auch schon die Griechischen Weltweisen behauptet haben, die übrigens schlechte Naturforscher waren, weil sie nur aus ihrem Kopfe Systeme erbauten, ohne Versuche zu machen. Was sie von der Physik wusten, haben sie wahrscheinlich von den östlichen Völkern gelernet, denen Hr. Delaval eine frühzeitige Kenntniß der Natur beyzulegen sehr geneigt ist. Denn erstlich waren von alten Zeiten her verschiedene Künste, die auf Chymischen Processen beruhen, im Morgenlande in Gange, und Griechenland nebst dem übrigen Europa wußten nichts davon. Zweytens, sind eben diese östliche Nationen noch gegenwärtig Meister in diesen Künsten, worin man es selbst in Europa zum Theil ihnen nicht gleich thun kann. Drittens, die ersten wissenschaftlichen Bücher von der Chymie, die, ungeachtet ihres Alterthums, viel Gutes sowol in dem theoretischen als praktischen Theile enthalten, schreiben

ben sich von morgenländischen Verfassern her. Man hat auf diese Umstände bisher zu wenig Acht gegeben, weil die Gelehrten, welche die hieher gehörigen Schriften und Stellen der Alten erklärt haben, bey aller ihrer Gelehrsamkeit zu wenig von der Naturlehre und den davon abhangenden Künsten verstanden.

In der Abhandlung, welche die neuen Versuche unsers Verfassers enthält, wird zuerst bemerkt, daß in den chymischen und physikalischen Schriften sich zwar einzelne, nicht zusammenhängende Versuche über die durch Vermischung gewisser Feuchtigkeiten oder anderer Materien hervorgebrachte Veränderungen der Farben finden, die auch in den physikalischen Lehrbüchern angeführt werden; allein alles, was man darüber gesagt habe, komme nur darauf hinaus, daß eine gewisse Veränderung in der Textur der Körper durch diese Mischung bewürket werde, worinn aber diese Veränderung bestehe, habe man nicht untersucht. Boyle, in dessen Schriften die meisten dieser so oft nachgeschriebenen Versuche enthalten sind, nenne es eine geheime Veränderung der Textur. Sie schränken sich fast alle auf die Farben, Veränderungen an blauen und purpurfarbigen Blumen mittelst saurer und alkalischer Feuchtigkeiten ein, und dazu seyn sie auf eine so fehlerhafte, unachtsame Art gemacht, daß sie, anstatt zu der Erklärung der Wirkungen zu führen, mit den Gesetzen der Optik ganz unverträglich zu scheinen. Ueberhaupt habe man alle Ver-

suche

suche dieser Art, wenig oder gar nicht von der optischen Seite betrachtet.

Newton zieht aus seinen Versuchen die Folge, daß die am wenigsten brechbaren Farben durch dickere Scheiben von Luft, Wasser oder Glas verursachet werden, und daß, so wie die Dicken dieser Scheiben vermindert werden, die brechbaren Farben entstehen, nemlich von Roth zum Orange, Gelb, Grün, Blau, Violet, und so fort zum Roth der nächst höhern Ordnung. Hieraus folgerte Hr. Delaval, daß wenn es mit den Körpern, die immer gefärbt bleiben, eben die Bewandniß hätte, wie mit farbenlosen, jene nach eben den Gesetzen ihre Farben verändern müßten, dergestalt daß, wenn die Größe ihrer Theilchen vermindert würde, die Farben von den am wenigsten brechbaren zu den brechbaren, und weiter zu den Farben der nächst folgenden Ordnung fortrücken müsten, so wie in dem gegenseitigen Falle, wenn die Stärke der Theilchen zunähme, die Farben sich in entgegen gesetzer Ordnung würden zu verändern haben. Dieses zu erforschen, brauchte er die oben genannten chymischen Operationen.

Er fieng mit dem Pflanzenreiche an, und lößte die färbenden Theilchen der Pflanzen in einer sauren Feuchtigkeit auf, die aus Wasser mit etwa dem 18ten Theil Scheidewasser versetzt bestand. Wollte er die auflössende Kraft dieses Liquors schwächen, so that er allmählig ein weniges von aufgelöseter Pottasche, oder einer andern alkalischen Feuchtigkeit hinzu. Die Versuche entspra-

chen

chen bey allen Pflanzen der Theorie vollkommen. Allemal wenn die Stärke des Menstruum, das zur Auflösung der färbenden Theilchen diente, vermehrt oder geschwächt ward, wodurch die Theilchen verdünnert oder verdickt wurden, folgten die Farben nach der vorher angegebenen Ordnung auf einander.

Z. E. Aus allerhand rothen Blumen, in deren Farben kein Blau beygemischt war, zog er die färbenden Theilchen, indem er sie einige Stunden lang in dem sauren Liquor ausziehen ließ. Die Solution war roth. Wurde eine Pottaschenauflösung hinzugethan, so ward sie Purpur, veränderte sich auch nicht, wenn noch mehr von der aufgelöseten Pottasche oder einem andern Alkali hinzukam. Wenn anstatt die Stärke des sauren Liquors solchergestalt zu vermindern, dieselbe durch die Hinzusetzung einer stärkern Säure, als des Vitrioloels vermehrt ward, so verwandelte sich die Farbe aus Roth in Gelb. Eben dergleichen Veränderungen ereigneten sich auch auf gleiche Art an den Farben rother Holzarten. Der rothe Aufguß von Brasilien- oder Campecheholz ward purpurfärbig mittelst eines Alkali, gelb durch Säuren.

Wenn frische Kuhmilch, indem sie kochet, durch allmähliges Eintröpfeln von Weinsteinöl zum Gerinnen gebracht wird, so wird ihre Farbe folgweise gelb, orangenfärbig, und roth, nach Maaßgabe daß die Feuchtigkeit dicker wird. Daß Milch, wenn sie durch Wasser verdünnet wird, bläulicht aussieht, ist allgemein bekannt.

Hr.

Hr. Delaval stellte auch mit Eisen mancherley Versuche an, ferner mit Braunstein, das unter allen Mineralien die größte Menge heller Farben zeigt, besonders, wenn er mit Salpeter oder einem feuerbeständigen Alkali geschmolzen wird, wie es auch schon von andern Mineralogen bemerkt ist, die aber das Gesetz, welches die Farben beobachten, nicht gesucht haben. Unser V. fieng mit solchen Feuchtigkeiten an, die die geringste Kraft besitzen, die vorher zubereitete Magnesia anzugreifen, und versuchte nach der Reihe stärkere, zuerst höchst rectificirten Weingeist, und Terpentinöl, woben keine Farbe entstand; darauf gemeinen rectificirten Weingeist, kaltes Wasser, warmes, wärmeres, kochendes, welches nach der Ordnung die Farben, Gelb, Grün, Blau, Purpur, Roth gab, wie sie in dem prismatischen Sonnenbilde auf einander folgen.

* * *

Die Newtonianische Theorie, nach welcher die verschiedenen Farben von der Dicke der Luftscheibchen u. s. w. abhängen sollen, ist, wie ein Teutscher wohl sagen darf, noch manchen Schwierigkeiten unterworfen. Nur eine hieher besonders gehörige anzuführen, so geben, nach Newtons eigenen Berechnungen in der Tafel Opt. L. II. P. II. verschiedene Dicken von Luft, Wasser, Glas einerley Farben, die er nur zu verschiedenen Ordnungen rechnet. Z. E. Roth soll erscheinen, wenn das Luftscheibchen 9zehn Hunderttausendtheilchen eines Zolles dick ist, aber auch,

wenn es eine Dicke von $18\frac{1}{3}$, 29, $40\frac{1}{3}$, $52\frac{1}{2}$, 65 solchen Theilchen hat. Also kann wohl die Dicke der Luftscheibchen nicht die Ursache ihrer Farbe seyn, und der Grund, worauf Hr. Delaval sein gepriesenes Gebäude aufgeführet hat, ist noch sehr unsicher.

Auch gegen den Beweis, daß die Farbe der Gläser von der Dichtigkeit des Metalles abhange, ist viel einzuwenden. Zinn, das leichteste aller Metalle, giebt bekanntlich das weisse Email. Die weisse Farbe geht nach Newton noch der rothen vor, und erfodert ein Luftschreibchen $5\frac{1}{4}$ der vorher genannten Theile dick. Die eigentliche Farbe des Eisens ist allerdings gelb. Der Nickel, der leichter ist, als Bley, Silber, Kupfer, giebt ein rothes hyacinthfärbiges Glas; auch könnte man das Spießglas hieher rechnen.

Die erzählten Versuche aus den drey Naturreichen beweisen auch nicht, daß die Veränderung ihrer Farben von der veränderten Dicke ihrer Theilchen herrühren. Die durch die Salpetersäure schon völlig aufgelöseten rothfärbenden Theilchen können durch das Vitriolöl nicht noch mehr aufgelöset, also auch nicht dünner werden. Die hinzugegossene Pottaschenauflösung kann keine Verdickung der Theilchen hervorbringen, es müßte denn durch Niederschlagung geschehen: diese erfolgt aber nicht, und die Farbe verändert sich nicht weiter, man mag auch noch so viel Alcali hinzu thün. Die färbenden Theilchen bleiben also in dem neu entstandenen Mittelsalze aufgelöset,

daher

daher keine Verdickung derselben. Die Auflösungen des Braunsteins unterscheiden sich dadurch, daß das heisse Wasser mehr Theilchen aufgelöset hat, als das kalte: aber folgt daraus, daß jedes aufgelösete Theilchen dicker sey? Keinesweges. Alle Menstrua, wenn sie auflösen, scheinen den Körper in gleich feine Theilchen zu zerlegen.

IV.

A Tract on the Law of Nature, and Principels of Action in Man. By GRANVILLE SHARP, 8vo. 4 S. White.

Abhandlung über das Recht der Natur, und über die Grundtriebe der menschlichen Handlungen, Von Granville Sharp.

Der Eingang dieser ausgearbeiteten und reichhaltigen Schrift kann den Leser leicht auf die Gedanken bringen, daß der aus andern Werken schon rühmlich bekannte Verfasser das Recht der Natur im politischen Lichte betrachten, und seine Bemerkungen darüber auf die itzigen Zeitläufte anwenden wolle.

„Ich habe weder Musse noch Geschicklichkeit, sagt er, eine förmliche Erklärung des Naturrechts, und aller derjenigen Lehrsätze zu unternehmen, welche man gemeiniglich zu demselben rechnet; und wenn ich auch wirklich Musse und Geschicklichkeit dazu hätte, so würde mirs doch an Neigung fehlen;

fehlen; denn solch ein Werk müßte durchaus zu vielen Bänden anwachsen, wegen der Menge der nothwendig anzuführenden Schriftsteller, welche sich mit dieser Materie, aus verschiednen Gesichtspunkten beschäftigt haben. Und wie alle Wissenschaft eitel ist, so lange man sie nicht praktisch macht; so wird jede Materie um desto minder brauchbar, je ausführlicher sie abgehandelt wird, weil dadurch die Schwierigkeit wächst, sie allen Lesern gleich faßlich zu machen. Ich habe daher meine Abhandlung auf solche allgemeine Anmerkungen über diese Materie eingeschränkt, die der Beachtung meiner Landsleute überhaupt am nothwendigsten sind; und habe dabey vornehmlich auf Einen Umstand Rücksicht genommen, nämlich auf das gesetzwidrige Verfahren, die Menschen einer gezwungnen Sklaverey, es sey unter einer politischen oder Privatherrschaft, zu unterwerfen. Denn alle Anmassungen einer unbeschränkten Gewalt eines oder mehrerer über andre Menschen, sind der natürlichen Billigkeit, und den göttlichen Gesetzen eben so sehr zuwider, als sie für das menschliche Geschlecht überhaupt verderblich sind. Diese Folgen sieht man auf eine traurige Weise durch so viele Beyspiele einer widernatürlichen Unterdrückung bestätigt, welche zu unsern Zeiten fast in jedem Welttheile, zum Verderben des menschlichen Geschlechts, herrschend ist."

„Das Recht der Natur, fährt der Verf. fort, ist verschiedentlich vorgestellt worden; indeß kommen alle die besten, ältern und neuern, Schrift-

steller darin überein, daß sie jenen Grundsatz des bürgerlichen Rechts annehmen, welcher erzwungene Knechtschaft oder Sklaverey für etwas erklärt, das dem Naturrechte zuwider ist. Diese Regel versteht man gewöhnlich so, als gälte sie nur bloß von der häuslichen Sklaverey; sie ist aber eben so wahr, wenn man sie auf politische Unterdrükkung, oder auf die Ausübung einer unbeschränkten Herrschaft über ein ganzes Volk anwendet. Einige wenige Schriftsteller sind freylich so unbillig gewesen, zu behaupten, es gebe gar kein Recht der Natur; diese werden aber von dem gelehrten Freyherrn von Pufendorf, in seinem Natur- und Völkerrechte, B. II. Kap. 3. nach Verdienst getadelt.“ — —

Dieser Eingang, der in dem Buche selbst noch weiter ausgeführt wird, ließ uns, wie gesagt, anfänglich eine bloß politische Abhandlung über das Naturrecht erwarten; und die gleich darauf folgenden Paragraphen gaben uns die Vermuthung, daß der Verf. uns eine moralische und philosophische Untersuchung über die Grundtriebe der menschlichen Handlungen liefern würde.

„Die Geschichte aller Völker lehrt uns, sagt der Verf. daß Wollust, Habsucht, Stolz, Rachgier, Herrschsucht, Mißgunst ꝛc. Grundtriebe der Handlungen sind, welche unvermeidlich Unterdrückung und Kränkungen zum Verderben des menschlichen Geschlechts überall hervorbringen, wo Wille und Belieben — es sey in einem Staat oder in einer Familie — die Oberherrschaft hat; oder allemal, wenn Selbstliebe und Eigennutz unter

ter den Menschen völlig die Oberhand behaupten. Daß die Selbstliebe beym menschlichen Geschlecht überhaupt herrschend ist, fällt nur gar zu sehr in die Augen; deswegen aber dürfen wir noch nicht annehmen, daß die Selbstliebe der allgemeine Grundtrieb menschlicher Handlungen sey; wenn gleich ein berühmter und gelehrter Rechtslehrer, in sehr guter Absicht, mit man aus seinen Beweisen sieht, sie dazu gemacht hat."

„Rechtschaffenheit ist allerdings die beste Politik, selbst für denjenigen, der seinen eignen Vortheil zu befördern wünscht; und ohne Zweifel verschaft die gründliche Erwerbung der Tugend und Gerechtigkeit eine wahre und wesentliche Befriedigung, welche am Ende die Absichten der Selbstliebe genugsam erfüllt."

„Wenn aber gleich Tugend und Rechtschaffenheit der Selbstliebe in ihren natürlichen Folgen so beförderlich sind; so ist doch dieß keinesweges ein Beweis, daß die Selbstliebe der Bewegungsgrund aller tugendhaften und Rechtschaffnen Leute ist. Denn wäre dieß, so müßte man viele von den liebenswürdigsten Tugenden bloß für leere Namen halten. Es gäbe sodann keine wahre Großmuth noch Wohlthätigkeit; keine uneigennützige Güte des Herzens; keine aufrichtige Naturliebe zwischen Eltern und ihren Kindern, Ehemännern und ihren Frauen, Brüdern, Freunden, u. s. f. Und doch stellt uns die Geschichte viele ungezweifelte Beyspiele der Selbstliebe auf, welche sich in den erhabnern Handlungen, die edeln Seelen natürlich sind, in allen diesen verschiednen

schiednen Graden der Verwandschaft, verliert; es wäre unnütz, sie alle herzusetzen, da sich selbst bey unvernünftigen Thieren Naturliebe findet, welche die Selbstliebe überwiegt."

„Die gemeine Henne ist so voll von Naturliebe, und bekümmerter Sorgfalt für ihre zarte Brut, daß sie zur Zeit der Gefahr eben so wenig Gefühl von Selbstliebe, als von ihrer Schwäche, zu haben scheint; denn sie pflegt jedem, der sie angreift — den Menschen ausgenommen — dreist ins Gesicht zu fliegen, so sehr er ihr auch an Grösse und Stärke überlegen ist."

„Die schüchterne Kuh pflegt, wie man erzählt, den wildesten Tiger anzugreifen, wenn ihr Kalb ihr zur Seiten ist. Man hat sehr viel glaubwürdige Beyspiele von sehr ausserordentlicher Liebe der Hunde gegen ihre Herren. Man hat oft gesehen, daß diese getreuen Thiere alles Gefühl ihrer eignen Gefahr bey der nothwendigen Vertheidigung ihrer Eigenthümer verloren haben. Und die Schweine selbst verrathen solch eine natürliche Liebe und wahre Sympathie für diejenigen, die mit ihnen in Einem Stalle sind, sobald sie ihr Angstgeschrey hören, daß billig ihr Beyspiel den verderbten Theil des menschlichen Geschlechts beschämen sollte — jene herrschsüchtigen Tyrannen und königlichen Räuber, welche ihre Herrschaft durch Bundbrüchigkeit, gesetzwidrige Eingriffe, Raub und Mord erweitern; und jene verächtlichen Wüthriche und Verderber des Menschengeschlechts, die Afrikanischen Handelsleute, und Amerikanischen Sklavenherren —

weil, im Vergleichung mit ihnen, das zärtliche Thier, ungeachtet seiner Sinnlichkeit, großmüthiger, und folglich auch edler ist, als der Mensch, der alle natürliche Zuneigung, alles brüderliche Gefühl, alle Liebe zu seinen Mitgeschöpfen bloß in der Absicht erstickt, um für sich selbst Macht, oder weltliche Vortheile zu erwerben; und ganz unfehlbar wird einmal eine Zeit kommen, da alle dergleichen Uebertreter des Naturgesetzes, welche den Lohn der Ungerechtigkeit den natürlichen Eingebungen der Menschlichkeit und des Gewissens vorziehen, Ursache haben werden, das Schicksal des verächtlichsten Viehes für unendlich wünschenswerther, als ihr eignes, zu halten."

Alles dieß hat den Anschein einer Absicht, die vorhabende Materie philosophisch und moralisch abzuhandeln. Und doch war dieß im geringsten nicht der Zweck unsers Verfassers; er verändert seinen Standpunkt auf einmal, und setzt seine Abhandlung in einem völlig theologischen und religionsmässigen Vortrage fort.

„Da man also sieht, sagt er weiter, daß die Selbstliebe nicht der allgemeine Grundtrieb der Handlungen, selbst nicht bey unvernünftigen Thieren ist; so muß man ihn noch vielweniger bey Menschen dafür halten, weil die menschliche Seele, ausser dem Naturtriebe, welchen wir mit andern Geschöpfen gemein haben, noch mit einem weit edlern Grundtriebe oder Bewegungsgrunde zu guten Handlungen begabt ist, nämlich mit der Vernunft, oder mit derjenigen Erkenntniß des Guten und Bösen, welche uns von unsern ersten

Eltern

Eltern angeerbt ist, und welche sie auf eine unerlaubte Art, und zu ihrem eignen Verderben, mißbrauchten.“

Der Verf. dringt darauf, daß diese Kenntniß unsrer Natur die sorgfältigste Untersuchung, mehr Nachdenken und Fleiß verdiene, als jede andre Art von Naturkunde; und beklagt den Mangel an dem zu dieser Untersuchung nöthigem Eifer. Zugleich behauptet er den buchstäblichen Sinn der mosaischen Erzählung des Sündenfalls, in deren umständlichere Zergliederung er sich in der Folge seines Werks einläßt.

Dieß ist die allgemeine Anlage und der vornehmste Plan dieser Schrift. Ihn zu tadeln wäre unbillig, da es jedem Schriftsteller frey stehen muß, nach seiner Weise und Vorstellungsart zu verfahren. Eben so unbillig wär' es, mehr von ihm zu fodern und zu erwarten, als er hier gleich Anfangs zu leisten verspricht; oder ihm daraus ein Verbrechen zu machen, daß er das Naturrecht und die Grundtriebe der menschlichen Handlungen mehr aus einem theologischen, als philosophischen Gesichtspunkte betrachtet.

Der Verf. geht also, wie gesagt, von der mosaischen Geschichte des Sündenfalls aus, und sieht das göttliche Gesetz, welches unsern ersten Eltern im Paradiese gegeben wurde, nämlich das Verbot, nicht von dem Baum der Erkenntniß zu essen, als das erste und einzige Strafgesetz an, dessen Uebertretung das ganze menschliche Geschlecht strafwürdig machte, und dasselbe den

Strafen der Arbeit, der Mühseligkeit und Sterblichkeit unterwarf.

„Vielleicht, sagt der Verfasser, wird hier gleich der übermüthige Philosoph die Gerechtigkeit des göttlichen Rathschlusses tadeln, welcher die unschuldige Nachkommenschaft (unschuldig, in Betracht dieses einzelnen Verbrechens) mit an der Bestrafung ihrer schuldigen Stammältern Theil nehmen ließ. Wenn er mir aber in dieser Untersuchung der menschlichen Natur gelassen folgen will; so wird er vielleicht hernach im Stande seyn, sich einen bessern Begrif von der Natur der Erbsünde, und von der Ursache zu machen, warum sie, oder ihre Folgen vielmehr, allen Nachkommen Adams zugerechnet wurden. Denn die unmittelbare Folge jener Sünde unsrer ersten Eltern war die Erlangung einer neuen Fähigkeit, (selbst einer göttlichen Eigenschaft) als einen Zusatz zur menschlichen Natur, die sich natürlicherweise durch die Anerbung auf alle Nachkommen fortpflanzt, und sie daher alle der nämlichen Verdammung würdig macht, wie in der Folge umständlicher gezeigt werden soll. u. s. f."

Die Einwirkung böser Geister sieht der Verf. als einen besondern Grundtrieb menschlicher Handlungen an; nachdem der Mensch, durch den Fall, aus seinem natürlichen Zustande, und aus seiner natürlichen Unwissenheit, in einen unnatürlichen Zustand der Kunst und Erkenntniß gerathen ist. Die Grundtriebe seiner Thätigkeit in diesem Zustande sind, nach des Verf. Meynung, zuerst das Gewissen, ein allgemeiner Trieb, der jedem menschlichen

lichen Herzen eingepflanzt ist, und nothwendig eine natürliche Kenntniß des Guten und Bösen in sich begreift; eine göttliche Fähigkeit, sagt der Verfasser, wodurch die Menschen, die das Gesetz nicht haben, sich selbst ein Gesetz sind.

„Dieß, fährt er fort, dünkt mir eigentlich das Gesetz der Natur bey dem Menschen zu seyn, das in unsre Herzen geschriebene Gesetz, oder das Gewissen, welches uns Zeugniß giebt; oder, wie sich der Apostel ausdrückt, unsre Gedanken, die sich unter einander verklagen oder entschuldigen. Denn wenig Menschen sind so böse, daß sie nicht, zu einer oder andern Zeit, Gewissensunruhe gespührt haben sollten, vermittelst der gedachten Anklage ihrer Gedanken, oder ihres Gewissens. Denn was sind diese Gedanken, die sich verklagen und entschuldigen, anders, als das Gewissen selbst? das heißt, der eigentliche Grundtrieb unsrer Handlungen, der nur, der Deutlichkeit wegen, von dem Apostel so bezeichnet wird. Auch ist dieses Gewissen, welches in uns zeugt, kein besondrer Grundtrieb, der von der Erkenntniß des Guten und Bösen verschieden wäre; sondern nur eine andre Benennung dieses nämlichen Grundtriebes. Und wenn einige Schriftsteller das Gewissen so beschreiben, daß es von jenem Grundtriebe gewissermassen verschieden zu seyn scheint, so kann man es doch höchstens für nichts anders ansehen, als für eine verschiedne Wirkung der nämlichen göttlichen Erkenntniß; und eben das läßt sich von der συντηρησις sowol, als von

dem Gesetze der Vernunft sagen, welche beyde von einigen Schriftstellern, als besondre, vom Gewissen unterschiedene, Grundtriebe behandelt werden, ob sie gleich alle im Grunde nichts anders sind, als die Erkenntniß des Guten und Bösen — — Die συντηρησις besteht hauptsächlich in der natürlichen Fähigkeit des Menschen, das Böse zu verwerfen, und das Gute zu wählen." —

Man sieht, daß diese Hypothese des Verf. mit demjenigen übereinstimmt, was einige neuere Philosophen von dem Daseyn eines moralischen Instinkts in der menschlichen Seele behaupten — Noch wollen wir eine Stelle hieher setzen, worin der Verf. seine Gründe vorträgt, warum man die Selbstliebe nicht als einen allgemeinen Grundtrieb der menschlichen Handlungen ansehen könne:

„Erstlich, sagt er, deswegen nicht, weil die ruhmwürdigsten Handlungen sehr oft durch einen edlern Bewegungsgrund, als die Selbstliebe, veranlaßt werden."

„Zweytens, weil böse Menschen zuweilen zu guten Handlungen, durch den Einfluß ihrer natürlichen Kenntniß des Guten und Bösen, angetrieben werden, wenn die Ausübung des Guten den besondern Absichten ihres Privatinteresse, oder ihren herrschenden Neigungen nicht zuwider ist. Denn wäre dieß nicht der Fall, so sieht man leicht, daß bey der grossen Menge eigennütziger Leute in Vergleichung der gerechten Menschen, die menschliche Gesellschaft nicht bestehen könnte."

„Und

„Und drittens, weil böse Handlungen, deren es am mehrsten giebt, offenbar, selbst nach der Meynung ihrer Vollbringer, dahin abzielen, die wesentlichsten Zwecke der Selbstliebe zu vernichten. Denn die noch so sehr verhärteten Sünder sind durch ihre angeborne Kenntniß des Guten und Bösen sich bewußt, daß die unerlaubten, zeitlichen Befriedigungen ihrer Lüste dazu dienen, sie um ihr wahres und wesentliches Glück, die ewige Seeligkeit zu bringen. Denn wenn sie dieß Bewußtseyn des Bösen nicht hätten, so gäbe es gar keine wissentliche Sünde.“

„Die Selbstliebe ist aber dennoch, unter gehörigen Einschränken, unstreitig ein Hauptttheil des Gesetzes der Natur; und wenn man sie gleich nicht für den allgemeinen Grundtrieb der menschlichen Handlungen anzusehen hat, so ist sie dennoch ein allgemeiner Grundtrieb; nur nicht eine Regel des Gehorsams; weil es viele Fälle giebt, wo man weit edlere Bewegungsgründe zu handeln hat, denen die Selbstliebe nachstehen muß.“

Solch eine Regel des Gehorsams liegt, wie der Verf. nachgehends zu zeigen sucht, in dem göttlichen Gebote: Du sollst deinen Nächsten lieben, als dich selbst. Eine Vorschrift, welche die Grundlage des natürlichen sowol, als des geoffenbarten Gesetzes ausmacht.

Bey der fernern Untersuchung der Grundtriebe unsrer Handlungen kömmt Hr. Sharp auch auf die thierischen und geselligen Neigungen, deren Einfluß er jedoch bey weiten nicht so sehr in Anschlag

Anschlag zu bringen scheint, als den Einfluß der bösen Geister und Verführer des menschlichen Geschlechts. Ueberhaupt ist er nicht nur ein eifriger Vertheidiger der persönlichen Existenz des Teufels und seiner Engel; sondern er behauptet auch eben so zuversichtlich das Daseyn einer materiellen Hölle aus den bekannten Stellen der heiligen Schrift, die ihm alle einen buchstäblichen Sinn zu haben scheinen. Und so wird man sich nicht wundern, daß Hrn. Farmer's Meynungen von den Teufeln und ihren Besitzungen unserm Verf. Aergerniß und Thorheit sind. Wir wollen uns indeß in seine Widerlegungen der Farmerischen Theorie hier nicht einlassen, da man aus demjenigen, was von diesem Buche bisher hier gesagt und angeführt ist, die sonderbare Wendung in der Denkart des Verf. schon erkennen, und daraus leicht auf die Beschaffenheit seiner Meynungen über diesen Punkt schliessen kann.

V.

Strictures, Critical and Sentimental, on THOMSON'S *Seasons*; with Hints and Observations on collateral subjects. By J. MORE. 8vo. 4 S. Richardson and Urquhart.

Kritische und empfindsame Erinnerungen über Thomson's Jahrszeiten; nebst beyläufigen Winken und Anmerkungen verwandten Inhalts; von Joh. More.

Der

Der üble Ruf, in welchen die Wortkritik durch den Mißbrauch derselben gekommen ist, und die Schwierigkeit der philosophischen Kritik, welche mehr als gemeine Talente, viel Nachdenken, Scharfsinn und Beobachtungsgeist fodert, und doch nur für Wenige ist, die Geduld und Anstrengung genug besitzen, um dem Denker zu folgen, scheinen die Mittelgattung zwischen beyden, oder richtiger die Aftergattung der empfindsamen Kritik erzeugt zu haben, die man am leichtesten, und jedem Stande und Geschlechte am angemessensten fand. Daher verschiedne neuere Englische Schriften, z. B. der Lady Montagu und der Frau Griffith über den Shakespeare, Melmoth's Anmerkungen über den Young, und die schönsten biblischen Stellen, u. a. m. Zu diesen gesellt sich nun auch Herr More, vermuthlich eben der, welcher vor wenig Jahren unter dem Namen Moir eine Sammlung blumenreicher und empfindsamer Predigten herausgab. Seine Schrift muß desto mehr Aufmerksamkeit erregen, da er eine neue Gattung der Kritik zu empfehlen, und die alte Manier derselben herab zu würdigen unternimmt. Dieß ist der Zweck seines zweyten Kapitels, welches billig das erste hätte seyn sollen, und die Aufschrift hat: Ueber den Gebrauch und Mißbrauch der Kritik. Einige Stellen daraus wollen wir hieher setzen:

„Die meisten Leser sehen nicht halb so viel auf die Grundsätze, als auf die Eindrücke der guten Poesie. Alle Leser, die selbst urtheilen, verachten

ten ganz gewiß, und mit Recht, die willkührlichen Machtsprüche der Kritik, welche mit ihren Empfindungen streiten. Leuten von Geschmack und Genie darf man es, bey der Durchlesung eines Gedichts, oder eines andern treflichen Werks, gewiß nicht erst sagen, wenn sie tadeln, und wenn sie loben sollen. Entsteht das Licht nicht von selbst, so wird alles scientifische Geschwätz, vom Aristoteles bis zum Bentley, es wahrlich nicht hervorbringen. Eben so leicht kann man die Todten auferstehen, als die Phlegmatischen fühlen heissen. Bloß unsre Herzen müssen hier unserm Urtheilsvermögen seine Richtung ertheilen. Was uns Vergnügen erweckt, fodert unsre Achtung; und unser Lob richtet sich allemal nach dem Maasse des Vergnügens, welches wir empfinden. Wir bekümmern uns nicht darum, welcher Kunstrichter etwa diese Stelle verwerflich gefunden hat. Da wir allein, und bloß für uns selbst, den Ausspruch thun; so finden wir sie gut oder schlecht, bloß nachdem sie in unsern Seelen jene Empfindung oder jene Wärme, die der Schriftsteller zur Absicht hatte, hervorbringt, oder nicht hervorbringt. In diesem Betracht ist Pope's scharfsinniger Ausspruch in der Natur und Erfahrung gegründet: „Ein vollkommner Kunstrichter liest jedes Werk des Witzes mit eben dem Geiste, womit dessen Verfasser es schrieb."

„Leute von gemeinem Schlage sind also die einzigen, die bey jener Art von Kritik gewinnen. Aber was gewinnen sie denn nun dabey? Kann sie ihnen Empfindnisse mittheilen, welche ihnen die

die Natur versagte? Sie kann vielleicht ihre Gemüther mit Muthwillen und Bitterkeit erfüllen; aber sie giebt weder der Einbildungskraft Flügel, noch den Gedanken Erhabenheit. Nein; das Genie ist die Begeisterung des Himmels; und, um zu fühlen, müssen wir die Kraft desselben einigermassen besitzen. u. s. f." —

Man sieht hier und in dem folgenden nicht recht, was der Verf. eigentlich haben will. Glaubt er, daß die Kritik, die sich an die Urtheilskraft wendet, mit den Empfindungen der Leser streitet? Aber es ist ja bekannt genug, daß mehrere Leute einstimmig urtheilen, als einstimmig empfinden. Eben so unbestimmt ist das, was er über den Geschmack sagt, wobey er die unbestimmten Kaprizen desselben mit den ordentlichen Untersuchungen des Verstandes unter einander mengt.

„Diese und andre Bemerkungen, setzt er am Ende hinzu, haben bey mir einen gänzlichen Widerwillen gegen diejenige Art von Kritik erregt, welche für die Denkmäler des Genies eben so wenig Verehrung bezeugt, als gegen die Maulwurfshügel eines Dummkopfs. Ich kann mich indeß vielleicht irren; ich rede hier bloß für mich selbst. Solch eine einzelne und unbedeutende Stimme, wie die meinige, kann wenig Proselyten machen, und darf daher Niemand anstößig seyn. Vielleicht wäre mirs in mehr als einer Absicht vortheilhaft, wenn ich so dächte und spräche, wie andre — Aber erlaubt es mir, ihr Männer von Gelehrsamkeit und Wissenschaft, euch in der

Ferne

Ferne zu betrachten und zu bewundern. Der ungeweihte Pöbel darf nicht in eure Geheimnisse hineinschauen. So lange Vernunft und Gefühl mit einander streiten; so lange Geschmack und Empfindlichkeit unverträglich sind; so lange die Kritik, von der Natur und dem Herzen unabhängig, herrscht; so laßt mich lieber unwissend, laßt mich barbarisch, laßt mich alles seyn, nur kein Kritler, kein Wortklauber! Laßt mich nur meiner eignen Laune nachhängen, und meine Phantasie so gut befriedigen, als ich kann. Gebt euch keine Mühe, die Regungen meiner Leidenschaften in Gränzen einzuzwängen, und sagt mir nicht, daß meine Brust nicht glühen, mein Herz nicht schmelzen, mein Auge nicht thränen sollte, wenn sie es nun einmal thun! Verderbt mir meine armen Freuden wenigstens nicht, wenn ihr zu stolz seyd, sie mit mir zu theilen. Entweder spart euren Tadel, und gebt mir andre Empfindungen; oder bestraft mich weniger um derer willen, die ich nun einmal habe. Am Ende ists doch zu vermuthen, daß ihr fortfahren werdet zu tadeln, und ich, zu geniessen. Laßts euch auch nicht verdriessen, daß eben die Schriftsteller, die ihr oft so unbarmherzig behandelt, dem ungeachtet manchem so viel Vergnügen gewähren. Denn das Publikum hat nun einmal einen so eigensinnigen Geschmack, daß andre Leute immerfort lesen, wenn ihr gleich immerfort schmählt."

Doch wir kommen itzt auf den eigentlichen Gegenstand dieser Schrift, welche Bemerkungen über Thomson's Jahrszeiten enthält. „Diese Bemer-

Bemerkungen sind, wie der Verf. sich ausdrückt, keine ekelhafte Reihe einzelner Gemeinörter, keine blosse Worterklärungen, verschiedne Lesearten, oder Bemerkung der Nachahmungen verschiedner Schriftsteller in Gedanken und Ausdrücken. Diese, und jede andre Art gelehrten Prunks setzt der Verf. beyseite, und beschäftigt sich bloß mit derjenigen Kritik, die man die moralische oder empfindsame nennen könnte." — Ungeachtet dieser Erklärung giebt es indeß doch der Gemeinörter die Menge in dieser Schrift; und die Selbstverleugnung, keine gelehrte Parade zu machen, scheint den Verf. wenig gekostet zu haben. Auch ist die Genauigkeit und das Mißtrauen, mit welchen er seine Anmerkungen aufgesetzt zu haben vorgiebt, in denselben nicht sehr sichtbar.

In dem ersten Kapitel handelt der Verf. vom poetischen Genie; aber alles, was er darüber sagt, ist höchst unbestimmt, und oben abgeschöpft. Das zweyte handelt, wie gesagt, vom Gebrauch und Mißbrauch der Kritik. Das dritte betrift Thomson's Stärke in der poetischen Beschreibung; und hier wird Vortrag und Schreibart vollens verworren und gekünstelt, weil er alles in lauter Ausrufungen und Metaphern eintheilt, die selten richtig und wohl angebracht sind, und zuweilen förmlicher Nonsense werden. Nur Ein Beyspiel dieses Phöbus: „Thomsons Muse fliegt auf „den Fittigen des Winters, durch die gefrornen „Regionen des Polarkreises, und läßt sich auf „den furchtbaren Schrecknissen jener unwirthba-

„ren

„ren Gegend nieder, wo der Frost seine flüssigen „Schätze zu Gebirgen unbiegsamen Eises aufthürmt, deren Gipfel sich mit den Wolken vermengen." — Der Verf. thut, als bewundre er die Simplicität; und kann doch so wider alle Simplicität verstossen! In dem vierten Kapitel kömmt er auf die Einwürfe, die man gegen sein Lieblingsgedicht gemacht hat, dem er den seltsamen Lobspruch ertheilt, es müsse Leuten ohne Geschmack eben so sehr als denen gefallen, die den allerfeinsten Geschmack besitzen. Die Vertheidigung betrift übrigens Thomson's Versbau, den ihm vorgeworfnen Mangel an Simplicität, an Deutlichkeit der Gedanken, und an Schicklichkeit des figürlichen Ausdrucks. Manche andre diesem Dichter gemachte Vorwürfe werden hier gar nicht berührt, und jene gar nicht auf eine befriedigende Art beantwortet — Das fünfte Kapitel betrift den Gegenstand der Jahrszeiten, und preist weitläuftig die Wahl dieses Subjekts, und die Vorzüge der beschreibenden Dichtungsart — In dem sechsten sucht der Verf. die Originalität, und in dem siebenten das Pathos dieses Gedichts zu zeigen. Dieß letztre giebt ihm Gelegenheit, seiner Empfindsamkeit vollen Lauf zu lassen — Das achte und letzte Kapitel handelt von der Erhabenheit des Thomsonschen Gedichts; nur Schade, daß dieses Kunstrichters Begriffe vom Erhabnen sehr unbestimmt und schwankend sind.

VI.

VI.

The Desolation of America; a Poem. 4to. 1 S. 6 d. Kearsley.

Amerika's Verheerung; ein Gedicht.

Der Mensch ist, bey allen seinen gepriesenen Fähigkeiten, am Ende doch nur ein schwaches und kurzsichtiges Geschöpf. Einige wenige gegenwärtige Objekte scheinen seine ganze Aufmerksamkeit zu beschäftigen, und das ganze Maaß seiner Fähigkeiten anzufüllen; indeß die vergangnen, die künftigen, oder die sehr entlegenen Gegenstände nur wenig Eindruck auf ihn machen. Daher kömmt es, daß jene ruhigen und abgehärteten Staatsklügler, welche in der Entfernung von einigen tausend Meilen die Menschheit aus dem Gesichte verlieren, ein geistiges Teleskop nöthig haben, dergleichen das gegenwärtige Gedicht für sie abgeben kann, um ihnen die Scenen des Krieges und der Verheerung zu zeigen, bey deren wirklichen Nähe der kühnste und unbeweglichste von den aufgebrachten Söhnen der Grausamkeit mit Entsetzen zurückschaudern würde.

Man kann dieß Gedicht als eine Appellation von den endlosen Zwistigkeiten der hadernden Zwietracht, und der nichts unterscheidenden Rache des kriegrischen Arms, an die edeln Gefühle der Großmuth und des Mitleids ansehen. Ein ungenannter Dichter schildert hier die Verheerungen

gen eines bedrückten Landes, welches ehemals in dem freyen Genuß aller irdischen Segnungen glücklich war, itzt aber unter dem Drucke jedes Ungemachs seufzet, welches der unbarmherzige Krieg, von der bürgerlichen Zwietracht noch mehr verhetzt und erbittert, nur immer hervorbringen kann. Das Gedicht öffnet sich mit folgender Beschreibung: *a*)

„Durch die trüben Schatten von wahnwitzi„ger Angst fortgeführt, floh ein greiser Vater „von blutigen Scenen hinweg. Ein zartes, jun„ges Mädchen, athemlos vor Furcht, hieng an „sei-

a) „Through the dim ſhades by frantic terror led,
From ſcenes of blood a hoary parent fled;
A tender Virgin, breathleſs with her fears,
Hung on his arm, and bath'd him with her tears:
With wearied ſteps, and with diſtracted air
Follow'd the faithfull partner of his care.
Through the lone ſhadows of ſurrounding night
Trembling they fled, for death purſued their flight.
And oft they ſtopp'd, and oft they turn'd their eyes,
Where a vaſt flame ſhot raging to the ſkies,
While ev'ry gale, that mov'd the dusky air,
Pierc'd their ſad ears with accents of deſpair.
Here horrid ſhouts of barbarous triumph flow,
Blended with groans, and mingling ſhricks of woe;
There feebler wails and dying accents riſe,
And rage remorſeleſs thunders to the ſkies. —
Now ſilent had they reach'd a mountain's ſide,
Whoſe paths unviolated foreſts hide:
There paus'd a while their ſteps, while each ſurvey'd
The diſtant ruin, from the friendly ſhade —
At length the wretched mother thus began,
While down her cheeks the liquid ſorrows ran."

„seinem Arm, und badete ihn mit ihren Thränen.
„Mit ermüdeten Schritten, und verzweifelnden
„Blicken folgte ihm die getreue Gefährtinn seines
„Kummers. Durch die öden Dunkelheiten um-
„gebender Nacht flohen sie zitternd; denn ihre
„Flucht verfolgte der Tod. Und oft standen sie
„still; und oft kehrten sie die Augen hinter sich,
„wo eine breite Flamme tobend zu den Wolken
„hinauf schoß, indeß jeder leichte Wind, der die
„dämmernde Luft beweget, ihre traurigen Ohren
„mit Tönen der Verzweiflung durchdrang. Hier
„erschallt, ein schreckliches Frohlocken des wilden
„Triumphs, vermischt mit Aechzen und jammern-
„den Wehklagen; dort erheben sich schwächers
„Winseln und sterbende Töne; und unerbittliche
„Wuth donnert zu den Wolken empor. — Itzt
„hatten sie schweigend die Seite eines Berges er-
„reicht, dessen Zugang unverletzte Gehölze ver-
„bergen. Hier ruhten sie eine Weile aus, indeß
„jedes von ihnen aus dieser wohlthätigen Zuflucht
„nach der fernen Zerstörung hinblickte. — End-
„lich fieng die unglückvolle Mutter so zu reden an,
„indeß Thränen des Kummers von ihren Wangen
„herniederströmten.“ — —

Diese unglückvolle Mutter schildert itzt die schrecklichen Auftritte des feindlichen Einbruchs; aber sie mahlt sie mit Amerikanischen Farben. Sie redet von dem rauchenden Schwerte, dem blutigen Kreuze Britanniens auf der Fahne eines Sklavenheers, welches den Weg zu Thaten des Todes weist. Schwerlich werden Ausdrücke von so reizbarer Art disseits des Atlantischen Meers

alle die zärtlichen Regungen in der Brust des Lesers hervorbringen, die der Dichter doch ganz gewiß zu erwecken wünschte. — Die unnatürlichen Grundsätze und schrecklichen Folgen des Krieges werden in folgenden nachdrücklichen und gedankenreichen Zeilen kürzlich dargestellt: *b*)

„Nur noch einen Augenblick haltet den verruchten Stahl zurück! Sollen denn der Natur „geheiligte Bande ganz umsonst Schonung fodern? Ach! weil noch ein euch verwandtes „Blut unvergossen bleibt, und der Himmel dem „Laufe der Verbrechen eine ehrwürdige Pause verstattet; laßt den Krieg aufhören, und erkennt „jene Schaaren wieder für eure Brüder, gegen „deren Leben ihr eure frevelnden Hände bewafnet! „Nicht jene Krieger, auf welche das stolze Gallien trotzt, nicht die versengten Geschwader Iberischer Ebnen — — ihr Unglücklichen! keinen „Krieg mit Ausländern unternehmt ihr; in eurem eignen Blute schwelgt eure wahnsinnige „Rach-

b) „Yet, yet a moment, the fell steel restrain;
Must Nature's sacred ties all plead in vain?
Ah! while your kindred blood remains unspilt,
And Heaven allows an awful pause from guilt,
Suspend the war, and recognize the bands,
Against whose lives you arm your impious hands! —
Not these, the boast of Gallia's proud domains,
Nor the scorch'd squadrons of Iberian plains:
Unhappy Men! no foreign war you wage,
In your own blood you glut your frantic rage;
And while you follow where Oppression leads,
At ev'ry step, a friend, or brother bleeds."

„Rachsucht; und indem ihr den Weg verfolgt, „den die Unterdrückung euch führt, blutet bey je„dem Schritt ein Freund, ein Bruder!“

Unter den fernern Gemählden des kriegrischen Verderbens wählen wir nur folgendes aus: *c*)

„Umsonst weint und fleht das sterbende Kind „um Nahrung, mit schrecklich bleichem Antlitz „und bittenden Augen — Die liebreiche Mut„ter, zum unvermeidlichen Tode bestimmt, hält „aus inniger Liebe zu ihm den enteilenden Athem „zurück. Aber indem sie mit verderblicher Zärt„lichkeit die Milch aus ihren Brüsten drückt, und „ihre Adern erschöpft, sieht sie ihre Brust den „balsamischen Strom versagen, und füllt des „Kindes schuldlosen Mund mit strömendem Blute. „Drauf wendet sie sich mit brechendem Herzen von „der Scene des Jammers, blickt auf zum Him„mel, und stirbt, auf ihren Säugling ge„lehnt.“

c) „In vain, for food, the dying Infant cries,
With ghastly visage, and beseeching eyes: —
The pious mother doom'd to certain death,
For his dear sake, retains the fleeting breath;
But while, with fatal tenderness, she drains
The milky treasures, and exhausts their veins;
She sees her breast deny it's balmy flood,
And fills his guiltless mouth with streaming blood;
Then with a bursting heart from pain retires,
Looks up to Heaven, and on her babe expires.“

Die männliche Wehmuth des Vaters ist, um des Dichters edeln Ausdruck zu brauchen, mit höherer Würde des Schmerzens geschildert: *d*)

„Mit höherer Würde des Schmerzens und „nicht so trostloser Verzweifelung stand hernach „der Vater auf. Dreymal wandte er seine Au„gen nach der schrecklichen Scene zu; drauf re„dete er so mit ausgebreiteten Armen zum Him„mel auf: Nicht darum, daß ich als ein Opfer „des Hasses und der Rache durch ein ungerechtes „Schicksal umkomme, soll die Furcht meine Seele „verwirren, noch der Unwille sie erschüttern; „denn alle Hofnungen und Freuden lass' ich hin„ter mir zurück. Sey Zeuge, o! Himmel, daß „meine standhafte Brust es verschmäht, ihrer eig-

„nen

d) „When with superior dignity of woes,
And more compos'd despair, the father rose.
Thrice on the dreadful scene he turn'd his eyes,
Then thus with arms extended to the skies:
Not that the victim of revenge and hate,
I perish by an undistinguish'd fate,
Shall fear appal, or passion shake my mind;
For all the hopes and joys I leave behind.
Be witness, Heav'n! that my firm breast disdains
To feel a sorrow for its private pains. —
I see the horrors which around me wait;
Nor ask nor hope to deprecate my fate —
Caught in the sweeping toil which covers all,
Alike unpitied, and unmark'd I fall.
My foote already trembles on the verge —
I hear from far the dashing of the surge,
But strive in vain to fly — so vast, so wide,
Destruction rolling on, impels its wasteful tide." —

„But

„nen Leiden wegen Kummer zu fühlen — Ich „sehe die Schrecknisse, dich um mich her meiner „warten; und wünsch' und hoff' es nicht mein „Schicksal von mir hinweg zu flehen. In das „bestrickende Garn, welches über alles daher „fährt, mit hinein gerissen, gleich unbeklagt und „unbemerkt, werd' ich fallen. Mein Fuß zittert „schon am Rande des Abgrunds; ich höre von „fern schon die Welle daher schlagen; aber um„sonst streb' ich zu entfliehen; weit und breit „ergießt das daher brausende Verderben seine „verheerende Fluth."

„Aber ach! mein Vaterland! kehr' ich meine „Augen auf deinen Fall, und sehe deinen Jam„mer; deine erschlagnen Krieger, deine gefange„nen Weiber, deine geschändeten Häuser, und „deine Thürme in Flammen; deine geheiligten „Mauren von frechem Morde befleckt; deine Rech„te angegriffen, und deine Heiligthümer ent„weiht: dann verliert sich, von Fluthen des „Grams, der Beschämung, der Wuth bestürmt,

„But oh! my country, when I turn my eyes
Upon thy fall, and view thy miseries,
Thy slaughter'd warriors, and thy captive dames,
Thy roofs polluted, and thy towers in flames;
Thy sacred walls by impious slaughter stain'd,
Thy rights invaded, and thy shrines prophan'd;
By tides of grief, and shame, and fury tost,
The boasted firmness of my soul is lost;
Unmanly sighs from my swoln bosom break,
And tears of anguish tremble on my cheek. —
Devoted realm! what now avails thy claim
To milder virtue, or sublimer flame?

„die gepriesene Standhaftigkeit meiner Seele.
„Unmännliche Seufzer brechen aus meinem schwel-
„lenden Busen hervor, und Thränen des Herze-
„leids zittern auf meiner Wange — Unglück-
„liches Reich! was hilft dir nun dein Anspruch
„auf sanftre Tugend, oder erhabnere Gesinnung!
„oder was hilft dirs, unglückliches Land, daß
„du dich der edelmüthigen Bestrebungen deiner
„ehemaligen Patrioten rühmen kannst? Die,
„vom Schicksal getrieben, von Tapferkeit ange-
„führt, auf den wilden Wellen ihr zweifelvolles
„Glück versuchten, unermüdet jede Last und Ge-
„fahr erduldeten, und ein wildes Ufer eroberten;
„zu jener Zeit, als sie, mit weggekehrtem Auge
„den gifterfüllten Hauch ihrer Vaterlandsluft
„flohen, und dahin eilten, wo, langsam durch
„die dämmernde Luft hervorbrechend, die nörd-
„lichen

Or what avails, unhappy land, to trace
The generous labours of thy patriot race?
Who urg'd by fate, and fortitude their guide,
On the wild surge their desperate fortune tried;
Undaunted every toil and danger bore,
And fix'd their standards on a savage shore:
What time they fled, with an averted eye,
The baneful influence of their native sky,
Where slowly rising through the dusky air,
The Northern meteors shot their lurid glare.
In vain their country's genius sought to move
With tender images of former love,
Sad rising to their views, in all her charms,
And weeping wooed them to her well-known arms:
The favour'd clime, the soft domestic air,
And wealth and ease were all below their care.

Since

„lichen Meteoren ihren matten Schimmer hervor„schossen. Umsonst suchte sie die Schutzgottheit „ihres Vaterlandes mit zärtlichen Bildern ehema„liger Liebe zu rühren, zeigte sich traurig ihren „Blicken, in allen ihren Reizen, und suchte sie „weinend in ihre bekannten Arme zurück zu schmei„cheln. Der gewohnte Himmelsstrich, die sanf„te einheimische Luft, und Ruh' und Reichthum „waren alle für ihre Sorgen zu klein; weil dort „ein verhaßter Tyrann ihnen vor Augen war, „und jede milde Seegnung des Himmels vergif„tete. Denn nicht der sich schlängelnde Strom, „noch das blumenreiche Thal, weder die Annehm„lichkeiten des Sommers, noch der Hauch der „Frühlingsluft, wurden dazu geschaffen, dem „edeln Geist gewaltsamere Fesseln anzulegen, als „den sanften Zwang ihres zaubrischen Reizes. „Ueberall, wo die Natur ihre Schätze entstehen „läßt, oder kreisende Planeten die Luft durchei„len, oder das Weltmeer seine immer zurückflies„senden Wellen schlägt, da hat das Schicksal für „den Tapfern eine Zuflucht aufbewahrt, der vom „Him-

Since there an hated tyrant met their eyes,
And blasted every blessing of the skies.
For not the winding stream, or painted vale,
The sweets of summer, or the vernal gale,
Were form'd to fetter down the noble soul
Beneath the magic of their soft controul.
Whereever nature bids her treasure rise,
Or circling planets rush along their skies,
Or ocean rolls his ever-ebbing wave,
Has fate ordain'd a refuge for the brave;

Who

„Himmel wünscht, und dem es der Himmel ge„währt, mit Freyheit zu leben, oder mit Ruhm „zu sterben; und der, gleich zufrieden mit seinem „Verhängniß, überall ein Vaterland, oder ein „Grab findet."

„O! ihr edelmüthigen Seelen, durch jedes „Zeitalter berühmt! vergebens waren eure Be„schwerden, vergebens euer patriotischer Unge„stüm; vergebens die grosse That, als ihr, mit „Blut verschwendrisch, der Unterdrückung Ein„halt thatet, und die einbrechende Fluth zurück„triebet." — Wie? vergebens! — Obgleich ewiger Ruhm ihr Verdienst verherrlichte? und die Erde die That bewunderte, und der Himmel sie billigte? als die Freyheit ihr ehrwürdiges Reich wieder in Besitz nahm, und die Gerechtigkeit

Who claims from Heaven, and Heaven allows the claim;
To live with freedom, or to die with fame;
And finds, alike contented with his doom,
In every clime, a country, or a tomb.

„O gen'rous souls, renown'd thro' every age,
Vain were your labours, vain your patriot rage;
Vain the great deed, when prodigal of blood,
Ye stem'd oppression, and repell'd the flood.
— What! tho' eternal fame display'd her meed?
And earth admir'd, and Heaven approv'd the deed?
When freedom reassum'd her awful reign,
And justice triumph'd in a STUART slain?
Again, exulting in their country's woes,
A long successive race of tyrants rose —
Fall'n, but not crush'd, the monster rais'd his head,
With renovated poisons, from his bed.

With

keit in eines Stuart's Tode triumphirte! Da stand abermals, über das Elend ihres Vaterlandes frohlockend, eine lange, fortwährende Reihe von Tyrannen auf; — gefallen aber nicht zermalmd, hob das Ungeheuer von seinem Lager, erfüllt mit neuem Gifte, sein Haupt empor. Mit zehnfacher Wuth sträubte es das Haar in die Höhe, und spreitete die schwarzen Fittige aus, welche die ganze Luft verfinsterten, beugte den weiten Osten mit ungehemmter Gewalt, und befleckte jede Tugend, die ihm in den Weg kam. — Und itzt, von den Schranken der Natur nicht mehr zurückgehalten, bereitet er seine Drachenflügel in die freye Luft. „Der Genius der westlichen Länder „sieht es herbey kommen; und die Freyheit zittert „vor dem Verlust ihrer letzten Zuflucht. Umsonst „glaubte sie in diesen abgelegnen Gegenden eine „sichre Ruhe für ihre wandernden Füsse zu finden; „hier

With ten-fold rage he rear'd his crest on high,
And sable wings, that darken'd all the sky;
Bent the wide East with unresisted sway,
And blested every virtue in his way —
And now, no more by nature's bounds confin'd,
He spreads his dragon pinions to the wind.
The genius of the West beholds him near,
And Freedom trembles at her last barrier.
In vain she deem'd in this sequester'd seat
To fix a refuge for her wand' ring feet,
To mark one altar sacred to her fame,
And save the ruins of the human name —
He comes, he comes, exulting in his force —
He comes — and desolation marks his course;
Gloomy as night, stern as the kindred forms
Of hell, and fiercer than a thousand storms.

„hier einen Altar auszuzeichnen, der ihrem Ruhme „heilig seyn sollte; und dem völligen Verfall der „Menschheit hier noch abzuhelfen. — Es kömmt, „jenes Ungeheuer, es kömmt, frohlockend über „seine Stärke — es kömmt, und Verheerung „bahnt ihm den Weg; finstrer, als die Nacht; „scheuslichen Anblicks, wie die ihm verwandten „Schreckbilder der Hölle; und wüthender, als „tausend Ungewitter."

VII.

Memoirs of the Life, Character, Sentiments and Writings of *Faustus Socinus*. By JOSHUA TOULMIN. A. M. Lond. Johnson 1777. 8vo.

Josua Toulmin's Nachrichten von dem Leben, Charakter, den Meynungen und Schriften des Faustus Socinus. 1777. 8. (6. ſ.)

Es ist von so grosser Wichtigkeit, allgemeine Irrthümer und Vorurtheile in Religionssachen auszurotten und die Wahrheit solcher Artikel der Theologie, welche mit der moralischen Verbesserung und Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts genau verbunden sind, festzusetzen, daß diejenigen, welche sich durch die Freymüthigkeit, womit sie ihre Untersuchungen anstelleten, und durch ihre thätige Bemühungen die Welt aufzuklären, ausgezeichnet haben, es gewiß würdig sind, daß man sich ihrer mit einem hohen Grade von Achtung erinnere. Und wenn gleich das Leben solcher Männer wenig hervorstechende Begebenheiten oder unterhaltende Anekdoten liefert,

so

so wird es dennoch für diejenigen interessant seyn, welchen das Wachsthum der wahren Erkentniß und vernünftigen Religion am Herzen liegt. Der Verfasser dieses Werks hat daher unsers Erachtens durch die vollständige Schilderung des Charakters des Faustus Socinus, dieses kühnen Bestreiters der eingeführten Systeme und Glaubenslehren, und eifrigen Freundes dessen, was er für reine Religion und unverderbtes Christenthum hielt, dem Publikum einen angenehmen Dienst erwiesen.

Nachdem unser Verfasser die vornehmsten Lebensumstände dieses berühmten Reformators in einer kurzen Erzählung zusammen gefaßt hat, untersucht er genau seinen Charakter in Absicht auf Moral und Religion, und erläutert insonderheit mit Stellen aus seinen Werken und Nachweisungen auf Thatsachen die in seinem Leben sich ereigneten, seinen Glauben und seine Hofnung der Unsterblichkeit, seinen Eifer, seine Aufrichtigkeit, seine Selbstbeherrschung und seine Frömmigkeit. Bey der Materie von der Aufrichtigkeit und Mässigung untersucht er den Vorwurf der Intoleranz, welcher oft gegen ihn gemacht ist, besonders in der Sache des Franz David, welcher wegen seiner Religionsmeynungen gefangen gesezt und hingerichtet wurde. Bey dieser Untersuchung geht Herr Toulmin sehr aufrichtig und unpartheyisch zu Werke. Nachdem er Socin's eigne Apologie und die von seinem Freunde Przipcovius beygebracht hat, führt er seine Gründe an, aus welchen man den Socinus für weit weniger

niger schuldig in dieser Sache halten muß, als seine Feinde ihn vorgestellet haben, und für toleranter und edelmüthiger in seinen Grundsätzen als die meisten Reformatoren der damaligen Zeit. Aber zu gleicher Zeit gesteht er ein, daß das Schicksal des Franz David so beschaffen war, wie jeder edel gesinnte Mensch urtheilen wird, grausam und unverdient; und obgleich der Vorwurf gegen Socin, er habe an der Verhaftung und dem Tode des Franz David Theil genommen, durch die offenbare Falschheit anderer in dieser Sache vorgebrachten Beschuldigungen wenigstens verdächtig geworden ist, so könne es nicht geleugnet werden, daß er seine Entsetzung vom Amte gebilliget und zu derselben seine Einwilligung gegeben habe, „eine Methode, setzt unser Verfasser hinzu, die Wahrheit zu unterstützen und den Irrthum zu bestreiten, welche die gerechteren und edleren Gesinnungen unsrer Zeiten mit Recht verdammen werden."

Von dem persönlichen Charakter des Socinus geht Herr Toulmin zur Betrachtung der Gemüthsart und der Absichten, womit er bey seinen Nachforschungen nach Wahrheit verfuhr, und giebt eine besondere Nachricht von dem Resultat seiner Untersuchungen oder von den Meynungen, welche er annahm und lehrte in Ansehung der Person Christi, der Natur seines Amts, der Kraft seines Todes und vieler andern Materien. Hierauf folgt eine kurze Nachricht von dem Fortgange und der Einführung des Socinianismus in Polen und andern Ländern, von den Verfolgungen

der

der Socinianer und von den vornehmsten Schriftstellern, welche ihre Lehre begünstiget oder angefochten haben. Zuletzt fügt der Verfasser ein Verzeichniß der Werke des Socinus mit einer kurzen Beschreibung der vornehmsten unter ihnen hinzu.

Durchgehends zeigt der Verfasser eine glückliche Vereinigung von Eifer für Wahrheit und Religion mit weit gehenden Aussichten und freymüthigen Gesinnungen. Folgender Auszug aus dem Beschlusse des Werks wird hinreichend seyn, unsern Lesern einen Begriff von dieses Verfassers Styl und Denkungsart zu geben:

„Wir haben nun unsre Untersuchung des Charakters und der Gesinnungen des Socinus geendigt. Seine Meynungen müssen nach der kurzen Bekanntschaft mit denselben, welche der Leser vermittelst der vorstehenden Blätter gemacht haben kann, weder sogleich angenommen, noch übereilt verworfen werden. In Fragen von Wichtigkeit müssen unsre Untersuchungen mit Ueberlegung, Fleiß und Behutsamkeit geleitet werden; keine Namen, so groß oder ehrwürdig sie immer seyn mögen, dürfen unser Urtheil bestimmen, und unser Glaubensbekenntniß muß die Unterwerfung der Seele unter Vernunft, Beweis und Schrift seyn.

„Was aber das Leben und den Charakter des Socinus betrift, so können wir uns erlauben, darüber geschwinder ein Urtheil zu fällen. Wenn ein Charakter in Absicht auf Moral und Religion uns

uns vorgestellet wird, so beruft man sich auf unser Gefühl von Gutem und Bösen, und da findet keine lange Ueberlegung, keine Kette von Vernunftschlüssen Statt, um zu bestimmen, ob er liebenswürdig sey oder nicht, ob er Nachahmung verdiene oder nicht.

„Der Leser hat, indem er mit uns fortgegangen ist, sein Urtheil für sich vom Socinus gefället; er hat gesehen, daß derselbe, gleich andern Menschen, einige Fehler hatte, aber ich schmeichle mir, er werde, welche Vorurtheile er auch wider ihn eingesogen hat, so aufrichtig gewesen seyn zu gestehen, dieser Mann habe grosse Tugenden gehabt. Der Polnische Biograph beschließt wirklich seine Nachricht von ihm mit der Besorgniß, daß vielleicht die Nachkommenschaft, anstatt dem Andenken des Socinus keine Ehre zu erweisen, dasselbe mit zu grosser Hochachtung verehren würde.

„Bey dem allen werden viele, ohne ihre gute Meynung von Socinus zu einem übermässigen Grade zu treiben, geneigt seyn, der Vorstellung seines Verdienstes von einem achtungswürdigen Schriftsteller Beyfall zu geben: „So hoch, so verdienterweise hoch als jene grossen Reformatoren Luther, Zwinglius und Kalvin in dem Buche des Ruhms stehen, eben so hoch wird Faustus Socinus in dem Buche des Lebens angeschrieben stehen, welches von grösserer Wichtigkeit ist; er, der für die Sache Christi und seines Evangeliums seine ganze Familie, sein Glück und seine Hofnungen

nungen in Italien verließ, und als ein Fremdling auf der Erde in einem fremden Lande lebte, untadelhaft in seinen Sitten, unermüdet in seinen Arbeiten für die Sache von Gottes geoffenbarter Wahrheit, und verfolgt bis ans Ende." *)

„In der That können diese Nachrichten, wenn ich nicht irre, uns überzeugen, mit welcher Uebereilung Menschen ihr Urtheil von andern fällen, ehe sie sich mit der Geschichte derselben gehörig bekannt gemacht haben. Dies ist augenscheinlich der Fall in Ansehung des Socinus gewesen. Man hielt es für unmöglich, daß irgend einige gute Eigenschaften oder liebenswürdige Tugenden in dem Leben eines Mannes könnten gefunden werden, dessen Meynungen für so irrig gehalten wurden. Die Vorurtheile, welche man wider seine Lehrsätze gefaßt hatte, haben sich auf seinen Namen und Charakter erstreckt. Ob nun gleich der Verfasser dieses Werks nicht im geringsten befürchtet, daß man von dem Charakter des Socinus günstiger denken werde als er verdienet, so glaubt er doch nicht vergebens gearbeitet zu haben, wenn diese Blätter veranlassen, daß man ihn mit grösserer Hochachtung betrachte als bisher geschehen ist; weil er glaubt, daß hiedurch dem Verdienste Gerechtigkeit wiederfährt und daß die Aufrichtigkeit befördert und vermehret wird, welche eine der liebenswürdigsten und wichtigsten Gesinnungen ist, die der Leser in sich unterhalten kann.

*) Theological Repository Vol. I. p. 106. 107.

kann. Ausserdem wird derjenige, welcher, wie in diesem Falle, findet, daß er voreilige und unüberlegte Meynungen von einem andern gehegt hat, geneigt seyn, künftig die Wahrheit solcher Urtheile über Leute und Sachen in Zweifel zu ziehen, welche aus Vorurtheilen und herrschenden Vorstellungen entspringen, und wenigstens seine Meynung so lange zurück zu halten, bis er Gelegenheit hat, zu untersuchen und zu prüfen und Gründe zu erhalten, nach welchen er ein richtiges Urtheil fällen könne.

„So wünschenswerth es aber ist aufrichtige Gesinnungen zu befördern, so ist dies doch nur Einer von den Zwecken des gegenwärtigen Werks. Der Verfasser wünscht durch dasselbe der Sache der Religion einen Dienst zu erweisen und den erlöschenden Geist eines wahrhaften christlichen Eifers zu erwecken. Es ist augenscheinlich, daß das Beste der Religion und Wahrheit dem Socinus theuer war — er widmete sein Leben der Erlernung der göttlichen Wahrheit und der Ausbreitung dessen, was er für richtige und schriftmässige Gesinnungen in Religionssachen hielt. In dieser Absicht verließ er Vaterland, Familie und Glücksgüter; in dieser Absicht wendete er seine ganze Zeit auf fleissige und anhaltende Arbeiten; in dieser Absicht ertrug er Vorwürfe, Armuth und Drangsale.

„Und wollte man sein Betragen als unregelmässig und ausschweifend verdammen? Wollte man sagen, er habe seine Blicke nach göttlicher Wahrheit zu einer übermässigen Höhe getrieben?

Den

Den Plan einzusehen, dessen Gegenstand die wesentliche Glückseligkeit des Menschen ist, welcher uns ein künftiges und ewiges Daseyn vorzeichnet, ist das wichtige Geschäft eines jeden Menschen; diesen Plan von jenen menschlichen Zusätzen zu säubern, mit welchen er überladen ist, von den Irrthümern, welche in denselben eingemischt sind und von dem Aberglauben, welcher seinen edlen Geist entkräftet und seine Schönheiten verunstaltet hat, ist die Pflicht eines jeden Christen: denn Gott hat seine heilige Religion in gewissem Maaß jedem Christen zur Beschützung und Bewahrung anvertrauet.

„Diesem Plan ist alles Gepräge der Würde und Wichtigkeit aufgedrückt. Er wurde der Welt nicht eher mitgetheilet, als nachdem er durch eine lange Vorbereitung von Weissagungen eingeleitet war; und das menschliche Geschlecht desselben theilhaftig zu machen, kostete dem Erlöser alle die Mühseligkeiten seines höchst wohlthätigen Lebens, alle Marter und Schande seines Kreuzes. Er wurde von den Todten auferweckt und zur allgemeinen Herrschaft erhoben, um der Wahrheit Zeugniß zu geben: um die Menschen zur Annahme derselben zu bringen, geschahe eine ausserordentliche Ertheilung von Wundergaben und Kräften: tausend und zehntausend gesittete Städte und entfernte Reiche begaben sich unter ihre Fahne: die Gestalt der intellectuellen und moralischen Welt wurde geändert, in so fern es die Einsicht in Religionssachen betraf; alle Dinge gewannen ein neues Ansehen; eine neue Schöpfung entstand

hienieden, und in der Höhe wurden Engel, Fürstenthümer und Mächte Christo unterthänig gemacht. Sollten diese Dinge nicht unfehlbar unsre Pflicht bestimmen? Sollte sich nicht unser durch Redlichkeit und Wohlwollen geordnete Eifer für eben die Sache an den Tag legen? Und nun mögen diejenigen urtheilen, wie fern sie ihren Verbindlichkeiten, den geoffenbarten Willen Gottes rein und unverfälscht zu erhalten, genug thun, welche entweder den geheiligten Innhalt desselben nicht untersuchen, oder welche sich damit begnügen, daß sie selbst gerechte und edle Gesinnungen hegen, ohne einige Bemühung anzuwenden, solche Gesinnungen in der Welt auszubreiten, und vielleicht, so weit ihr Religionsverhalten sich erstreckt, dasjenige unterstützen, was sie wirklich für Irrthum und Aberglauben halten.

„Die Wahrheit kann die Welt nicht erleuchten, kann nicht unter den Menschen ausgebreitet werden, wenn sie in dem Busen derjenigen, die sie erkannten, verschlossen bleibt."

Diesem Werke, in welchem der Leser viele schätzbare Auszüge aus den Schriften des Socinus finden wird, sind drey Anhänge beygefügt. Der erste derselben enthält des Socinus Erklärung einiger streitigen Stellen der Schrift; der andre giebt eine kurze Nachricht von den Verfassern einer Sammlung theologischer Abhandlungen berühmter socinianischer Schriftsteller, welche unter dem Namen Bibliotheca Fratrum Polonorum bekannt ist; und der dritte besteht aus verschiedenen Sätzen, welche die Meynungen des Franz

David

David und Socinus mit Anmerkungen enthalten.

Im Verlage der Weygandschen Buchhandlung zu Leipzig wird nächstens eine deutsche Uebersetzung dieses Werks erscheinen.

VIII.

A Dissertation on the Languages, Literature and Manners of Eastern Nations — — By John Richardson, F. S. A. of the Middle Temple and of Wadham College, Oxford. 8vo. 3 S. Murray.

Joh. Richardson's Abhandlung über die Sprachen, Literatur und Sitten morgenländischer Völker.*)

Mit Recht bemerkt dieser scharfsinnige und gelehrte Schriftsteller, daß, bey allen Untersuchungen menschlicher Sitten, die Sprache einen vorzüglichen Grad der Aufmerksamkeit fodert, da man sie, philosophisch betrachtet, als das grosse

*) Eigentlich steht diese, auch besonders abgedruckte, Abhandlung als eine Einleitung vor des Verfassers *Dictionary, Persian, Arabic, and English*, welches ganz neulich in einem starken Foliobande zu Oxford herausgekommen ist, und wovon wir nächstens eine nähere Anzeige geben werden. Von der einzelnen Dissertation sind nur wenig Abdrücke in Oktav gemacht.

Barometer der Barbarey oder Verfeinerung eines Volks anzusehen hat.

„Eine Dürftigkeit der Landessprache, sagt er, ist gemeiniglich mit Wildheit und Unwissenheit vergesellschaffet; die Sittenbesserung wird bloß durch eine allgemeine Verbreitung der Kenntnisse befördert; und die Kenntnisse müssen nothwendig so lange in enge Gränzen eingeschränkt bleiben, bis die geschriebne Sprache sie unter alle Stände der Menschen gebracht hat. Kein historischer Beweis kann ausserdem so entscheidend die besondern Gewohnheiten und Bestrebungen einer Nation festsetzen, als die Töne, wodurch sie ihre Ideen artikuliren. Die Eitelkeit eines Reisebeschreibers kann eine ganz natürliche Geschichte bis zum Wunderbaren erheben; und die Leichtglaubigkeit eines Geschichtschreibers kann einer Erdichtung fernern Glauben verschaffen; wenn aber Wurzelwörter in irgend einer Sprache, gewisse Gewohnheiten, Gegenstände, und Denkarten ausdrücken, so kann unsre Vernunft keinen Augenblick ihr wirkliches Daseyn in Zweifel ziehen."

Die blosse Kenntniß der Wörter ist indeß, wie der Verf. sehr richtig anmerkt, am Ende bloß der Umriß einer Sprache; das Kolorit und der Ausdruck finden sich bloß in den Tugenden und dem Genie, in den Lastern und Thorheiten eines Volks.

„Der Ursprung alter Sprachen ist eben so, wie jede Untersuchung des frühesten Alterthums, natürlicherweise in Dunkelheit und Verworrenheit

heit gehüllt; und eine jegliche Forschung darüber, so scharfsinnig sie auch übrigens seyn mag, muß doch am Ende auf der unsichern Grundlage der Phantasie und Muthmassung beruhen. Und doch haben sich auf diesem chimärischen Kampfplatze gelehrte und wohlmeynende Männer ziemlich hitzig mit einander in Streit eingelassen. Man hat die ursprüngliche Sprache des Menschen für einen höchst wichtigen Gegenstand angesehen; und es haben sich für den Anspruch jeder alten Sprache auf das vorzüglichste Alterthum Vertheidiger gefunden. Man hat den Adam Sprachen reden lassen, die er nie gekannt hat, und sich sogar nicht entsehen, die Sprache des Allmächtigen selbst mit zuversichtlicher Gewißheit zu bestimmen. Die Dunkelheit dieser entfernten Zeiten zu durchdringen, scheint indeß über die menschlichen Kräfte hinauszugehen, und zu weiter nichts zu dienen, als den menschlichen Verstand mit unnützen Dingen zu verwildern."

Unser Verfasser vermeidet es daher mit aller Sorgfalt, sich auf dergleichen unbekannte Nebenwege einzulassen, und schränkt sich bloß auf dasjenige ein, was uns Vernunft und Wahrscheinlichkeit hierüber lehrt. — Von der Arabischen Sprache liegt, wie er bemerkt, die ursprüngliche Quelle viel weiter hinaus, als historische Beweise reichen können.

„Die Sprachlehrer, sagt er, führen die ältere Mundart bis zum Heber, den vierten Abkömmling vom Noah, hinauf; und die neuere bis zum Ismael, dem Sohn Abrahams. Dieß sind Ara-

bische Mährchen; indeß geben sie uns offenbar diese bündigen Folgerung an die Hand: daß alsdann, wenn Völker erst zu Fabeln und Tradition ihre Zuflucht nehmen müssen, um die Epoche einer Erfindung zu bestimmen, keine Periode in allen ihren historischen Nachrichten zu finden ist, in welcher sich ihr Anfang genauer festsetzen liesse. Wenn die Arabische Sprache gleich vermuthlich zuerst roh war, und allmählich zur Vollkommenheit gebracht wurde; so ist doch der Reichthum dieser Sprache schon vorlängst zum Sprüchworte geworden; und es haben sich vielerley Umstände vereinigt, sie nicht nur zur reichsten von allen bekannten Sprachen zu machen, sondern sie auch mitten unter so vielen politischen und literarischen Revolutionen der benachbarten Staaten, unverderbt zu erhalten.“*)

„Die Araber, fährt der Verf. fort, wurden niemals von einem andern Volk unters Joch gebracht. Die Römer, die Perser, und die Aethiopier bemächtigten sich freylich, zu verschiednen Zeiten, einiger einzelner Gebiete; aber diese Vorfälle waren zu unbeträchtlich, und von zu kurzer Dauer, als daß sie irgend eine wesentliche Veränderung in ihrer Regierungsform, in ihrer Sprache, oder in ihren Sitten hervorbringen konnten. Von den früheſten Zeiten her war diese

*) Man sehe hierüber des Golius Vorrede zu seinem Arabischen Wörterbuche, und Sale's Einleitung zu seiner Englischen Uebersetzung des Alkoran, S. 33. ff.

diese unermeßliche Halbinsel in viele Staaten eingetheilt, wovon einige unabhängig, und andre den Tobbas, oder Hemyarets, Beherrschern des glücklichen Arabiens, zinsbar waren. In diesen Staaten waren viele verschiedne Mundarten gebräuchlich; die vornehmsten derselben waren das Hemyaret und das Koreische. Das erste war zwar die Sprache des mächtigsten Arabischen Fürsten; indeß scheint es doch von den unabhängigen Völkerschaften, und selbst von denen, die ihre Lehnsgenossen waren, wenig getrieben zu seyn. Die Muhammedischen Schriftsteller erzählen davon ein merkwürdiges Beyspiel. Ein Abgeordneter von einem der unterwürfigen Staaten wurde an den Tobba abgeschickt; und dieser Fürst sagte, als er hereingeführt wurde, das Wort T'heb zu ihm, welches im Hemyaret so viel, als: setzt euch, bedeutet. Unglücklicher weise hieß es in der Mundart des Gesandten so viel, als: stürzt euch hinab; und dieser leistete sogleich dem Befehle seines Regenten einen so sonderbaren Gehorsam, daß er sich ohne Bedenken, und ohne weitere Nachfrage von der Schloßmauer herabstürzte, und starb.“ —

„So, wie die ältern Araber eine Menge von Dialekten hatten, so hatten sie auch eine grosse Mannichfaltigkeit von Schriftzügen; diese waren aber alle so verworren in ihrer Bildung, und so schwer in ihrem Gebrauch, daß sie ungefähr zu Anfange des siebenten Jahrhunderts die Erfindung des Moramer Ebn Morra annahmen. In dieser Schriftart war der Alkoran ursprünglich

lich geschrieben; sie wurde nachgehends verbessert, hieß Kusik, und blieb bis zur Erscheinung des Niski, im zehnten Jahrhundert, im Gebrauch. Je mehr diese neuere Art zu schreiben allgemein ward, desto mehr kam die vorige in Abnahme; und man findet sie itzt nur noch in den Handschriften und Inschriften der ersten Jahrhunderte der Hejra. Das Niski, welches, mit einiger Aendrung und Verderbniß, die nämliche Schrift ist, welche man itzt in Arabien, Persien, Indien, und andern Morgenländern gebraucht, wird gemeiniglich dem Ebn Mokla, Vizier der Kalifen Al Moktader, Al Kaher, und Arrad, als Erfinder zugeschrieben, die vom J. 908 bis 940, unsrer Zeitrechnung, regierten. Es erfuhr aber hernach die Verändrungen und Verbesserungen vieler vorzüglichen Schreiber vom ersten Range, vornämlich von Nezam und Tograi, Viziren der Sultane Irkalledin und Musud, und von Jakut, Schreiber des Al Mostasem, des lezten unter den Kalifen von Bagdad."

In Ansehung der alten Persischen Sprache bemerkt der Verfasser, daß sie ein weites Feld einer wenig befriedigenden Untersuchung öffne.

„Dr. Hyde leitet sie aus der Medischen Sprache her; das ist gerade so, als wenn man einen Jargon der Sächsischen Heptarchie von einem andern herleitet. Die Vereinigung dieser Völker, welche von den Europäern Meder und Perser genannt werden, ist von so hohem Alterthum, daß sie sich ganz in Dunkelheit verliert, und viel weiter hinausgeht, als aller Schimmer, den wir

noch

noch von dem ersten Ursprunge ihrer Sprache haben können. Was also ihre Sprache auch immer für eine gewesen ist, so muß sie doch offenbar schon sehr frühzeitig die nämliche gewesen seyn; nur daß bloß die Mundart jeder Provinz ihre gewöhnliche Verschiedenheit hatte. In dieser Sprache haben wir aber keine ächte Ueberbleibsel des Alterthums. Man meldet uns freylich, es sey die Sprache gewesen, worin Zoroaster seine Religion und Gesetze schrieb; aber das bringt unsre Untersuchung um keinen Schritt weiter. Denn wenn und wo hat Zoroaster gelebt? und wo sind die Werke zu finden, die man ihm zuschreibt? Die morgenländischen und abendländischen Schriftsteller reden so unbestimmt von seiner Person, und gehn darin so ausdrücklich von einander ab, daß es durchaus unmöglich ist, das Land und die eigentliche Zeit seiner Geburt zu bestimmen. Und der Zeratuscht der Perser hat so wenig Aehnlichkeit mit dem Zoroaster der Griechen, daß wir bey aller der Mühe, welche Dr. Hyde und andre Orientalisten sich gaben, beyde zu Einer Person zu machen, dennoch nicht leicht einen einzigen ähnlichen Zug zwischen ihnen entdecken werden. Jene Fragmente seiner vermeynten Werke, welche der gelehrte Doktor H. uns unter der Aufschrift Sadder geliefert hat, sind armselige Verse eines neuern Parsischen Destur, oder Priesters, der etwa vor dreyhundert Jahren gelebt hat. Aus diesem Werke können wir also nicht den geringsten Schimmer einer Originalsprache, noch irgend etwas zulässiges von dem

Genie

Genie jenes Gesetzgebers kennen lernen; und dasjenige, was Herr Anquetil du Perron, morgenländischer Dollmetscher des Königs von Frankreich bekannt gemacht hat, trägt so sichtbare Spuren einer gänzlichen, oder doch theilweisen Unterschiebung neuerer Zeiten an sich, daß dadurch Hrn. Chardin's Meynung sehr viel Gewicht erhält, nämlich, daß die alte Persische Mundart, dasjenige ausgenommen, was davon in der itzigen Sprache noch übrig ist, gänzlich verloren gegangen sey; daß itzt keine Bücher mehr darin vorhanden, und daß das Gemisch und die Schrifzüge der Parsen von Karmanien und Guzerat barbarische Verfälschungen oder Erfindungen der Gueberpriester sind, ohne mit den noch leserlichen Inschriften auf den alten Ruinen von Persepolis die geringste Aehnlichkeit zu haben." — Diese Meynung wird hier durch einige Anmerkungen über Hrn. Anquetil's Zend Avesta unterstützt.

Hr. Richardson geht darauf weiter, und stellt über die neuere Persische Sprache Betrachtungen an; auch sucht er den Ursprung jener sonderbaren und genauen Verwandschaft auf, die es lange Zeit mit der Arabischen Sprache gehabt hat. Bey Gelegenheit dieser Untersuchung liefert er eine kurze Geschichte der Persischen Literatur. Hernach zeigt er, wie viel Licht die morgenländische Sprache und Gelehrsamkeit über die alte Geschichte und Mythologie verbreiten können. Diese Untersuchung führt ihn natürlicherweise auf die Prüfung der Meynungen von einigen der berühmtesten

Män-

Männer in der gelehrten Welt, welche, wie er bemerkt, mit den morgenländischen Sprachen wenig bekannt, und in die Labyrinthe des Systems verwickelt, auf einem gar nicht festen Grunde gebauet, und den Irrthum verbreitet haben, anstatt die Wahrheit zu entdecken.

Von der Geschichte überhaupt macht er die gegründete Anmerkung, daß ihr vornehmster Zweck dahin geht, das grosse System des gesellschaftlichen Lebens dadurch zu verbessern, daß sie die Menschen in der Erfahrung der vorigen Zeiten unterrichtet.

„Um diesen wichtigen Entzweck zu erreichen, ist es keinesweges nothwendig, daß jede erzählte Begebenheit nach allen ihren Theilen auf das strengste wahr und erwiesen seyn muß. Xenophon's Cyropädie, oder Fenelon's Telemach können uns über mancherley Dinge nützliche Lehren geben, und das eben so wirksam, als die unstreitigsten Wahrheiten. Wo also die Wahrscheinlichkeit nicht gestört, die Zeitrechnung nicht offenbar verletzt, keinen gültigern Zeugnissen augenscheinlich widersprochen wird; wo die Hauptzüge mit der Lage der Hauptpersonen zusammenstimmen, und die Folgen ganz natürlich aus den Begebenheiten herfliessen; da können dergleichen Begebenheiten allerdings unsern Glauben fodern, und wer sie in Zweifel ziehen wollte, der würde einen sehr unnöthigen und sehr unnützen Skepticismus verrathen. Da hingegen, wo die Jahrbücher des einen Volks auf eine gewaltsame Weise mit den eingebildeten Zeitpunkten des andern

in

in Zusammenstimmung gezwungen werden, wo man sich auf tausend kleine Umstände einläßt, deren Spuren sich in den dabey hauptsächlich interessirten Ländern nicht entdecken lassen, wo man die reine Wahrheit und vernünftige Augenscheinlichkeit der Eitelkeit, Erdichtung, oder Uebertreibung aufopfert; da sollten billig dergleichen Erzählungen keinen Glauben finden, weil sie uns von den berühmtesten alten Schriftstellern überliefert, und von Kompilatoren neuerer Zeit ihnen nachgeschrieben sind. Wir sollten sie billig als blosse ergötzliche Fabeln ansehen, und das Maaß unsrer Bewundrung nach dem Maaß ihres geringern Verdienstes bestimmen, welches in Feinheit des Geschmacks, in Schönheit der Erfindung und der Schreibart besteht."

„Wenn wir die Ungewißheit fast aller bloß menschlichen Dinge bedenken; wenn wir die Dunkelheit erwägen, in welche jede Geschichte in den frühesten Zeiten gehüllt ist, wenn wir ferner überlegen, wie wenige Schriftsteller solche Dinge erzählen, die sie selbst wahrgenommen haben, und wie verdächtig gemeiniglich das Medium ist, wodurch sie ihre Kenntniß herleiten, wenn wir auf die Partheylichkeit der Menschen für ihr Vaterland, ihre Parthey, ihre Meynungen sehen, und auf die Nothwendigkeit, in welcher sich selbst die aufgeklärtesten und freymüthigsten Köpfe gefunden haben, mit dem Strom des gemeinen Vorurtheils zu schwimmen; so müssen wir aufrichtig bekennen, daß keine besondre Klasse von Geschichtschreibern ein gegründetes Recht hat,

sich

sich ausschliessungsweise unsern Glauben anzumassen, mehr als andre, deren Erzählung zwar an sich vernünftig, aber denen widersprechend sind, zu deren Annehmung wir uns nun einmal gewöhnt haben. *Audi alteram partem*, ist eine alte und herrliche Lehre; und die Unpartheylichkeit sollte sie billig jedesmal unsern Gemüthern einprägen, wo sich dazu Gelegenheit findet, beyde Partheyen zu hören. Wie schwer ist es nicht noch itzt, selbst bey solchen Erkenntnißquellen, die den Alten völlig fremd waren, zu der wahren Geschichte der simpelsten Thatsache zu gelangen! und wie entfernt von aller Aehnlichkeit scheint nicht die nämliche Geschichte zu seyn, wenn sie von Leuten erzählt wird, auf welche Eitelkeit, Vorurtheil, oder Eigennutz einen Einfluß hatte! Mit wie vielem Grunde müssen uns daher nicht die Geschichtschreiber eines jeden finstern Zeitalters verdächtig seyn, welche mangelhafte Materialien und eine starke Einbildungskraft hatten; welche zu einer Zeit lebten, da der Betrug einträglich, und die Leichtglaubigkeit unbegränzt war, und die nothwendigen Maaßregeln, die Verehrung des grossen Haufens gegen ein Kalb, eine Katze, oder einen Käfer, zu sichern, den Priestern (diesen grossen Urhebern der Aegyptischen und andrer alten Jahrbücher) so kräftige Ermunterungen an die Hand gaben, die unsinnigsten und unwahrscheinlichsten Erfindungen auszudenken!“

„Man nehme viele Umstände aus der neuern Geschichte, und man wird finden, daß alles, was wir davon wissen, bloß dasjenige ist, was jede

Nation

Nation oder Parthey von öffentlichen Angelegenheiten geschrieben hat, indeß die Begebenheiten selbst noch immer mit Dunkelheit und Zweifeln umgeben sind. Man lese die protestantischen Geschichtschreiber von Frankreich; und jeder mögliche Umstand des Abscheulichen bezeichnet das Blutbad am Bartholomäustage; aber man nehme einen Katholischen Schriftsteller zur Hand, und jenes Blutbad wird eine nothwendige, eine kluge und erlaubte Unternehmung; bloß das Hindrungsmittel eines ähnlichen Trauerspiels, welches der Admiral von Chatillon den Anhängern des Hauses Guise zugedacht hatte. Man nehme zwey ausländische Verfasser unsrer Englischen Geschichte, auf welche billig Vaterlandsliebe und Partheygeist keinen Einfluß haben sollten; und wie verschieden ist nicht ihr Vortrag der nämlichen Erzählung! Beym Rapin ist ein Kaligula, ein Nero nichts gegen den unmenschlichen König Jakob, bey der Unterdrückung der Empörung des Monmouth; nach dem Gemählde des *Pere d'Orleans* hingegen ist er ein milder, gerechter, nachsichtiger Fürst. Man halte Sully's Memoiren gegen die Schmähschriften der Ligue wider Heinrich IV; oder Voltairens Leben Ludwigs XIV. gegen die heftigen Beschwerden der protestantischen Flüchtlinge; und man wird dort den glorreichen Monarchen, hier den grausamen Wüthrich nach einander in Einer Person erblicken. Es würde unendlich und unnöthig seyn, noch mehrere widersprechende Urtheile unsrer eignen Geschichtschreiber über die grossen Begebenheiten der Englischen

lischen Geschichte anzuführen; da die bisher erwähnten Beyspiele nur bloß den Satz bestätigen sollen: daß wenig Thatsachen, sowohl in alten als neuern Zeiten so völlig erwiesen sind, daß sie eine weitre Untersuchung unnöthig machten."

Der Verf. verwirft daher Newton's, Marsham's, und andrer chronologische Muthmassungen; und zieht aus einer zusammenhängenden Reihe einzelner Bemerkungen den allgemeinen Schluß:

„Daß die Griechen und Römer, in ihren alten Geschichtserzählungen, vornehmlich von entfernten Ländern, sehr oft Unrecht haben, und überhaupt verdächtig sind; daß ihre Nachrichten vom Orient, sowohl in Ansehung der Sitten, als der historischen Begebenheiten, mit den Asiatischen Schriftstellern nicht zusammenstimmen, mit der heil. Schrift nicht bestehen können, in sich selbst widersprechend, und oft in der Natur unmöglich sind; daß die spätern Schriftsteller, Diodor, Strabo, Plutarch sehr oft den frühern Geschichtschreibern geradezu widersprechen, und sich über solche Widersprüche beklagen, in die sie sich überall verwickeln, und daß daher nichts ein stärkerer Beweis von einem Grundirrthum seyn kann; daß die neuern Chronologen, Ausleger und Sammler der alten Geschichte in ihren Meynungen gleichfalls gar sehr von einander abgehen, und sehr oft ihre Systeme durch äusserst zweifelhafte Umstände unterstützen, hingegen andre, die weit wahrscheinlicher sind, verwerfen; daß man oft die Aehnlichkeit der Namen der Zusammen-

stim-

stimmung in den Begebenheiten vorzieht; daß die Erfindungen des Aberglaubens, oder die Erdichtungen der Poeten sehr oft als wirkliche Thatsachen angesehen werden; und daß man eben die kritische Genauigkeit braucht, die frühzeitigen Epochen eingebildeter Wesen festzusetzen, als, die vernünftigsten Wahrheiten glaubwürdiger Zeiten zu erklären."

Aus der Ungewißheit dieser Grundlage der alten Geschichte zieht nun der Verf. die Folgerung, daß man keine Materialien, sie zu erläutern, geringschätzig halten müsse; dieß führt ihn auf einige Bemerkungen über die Mythologie, und besonders auf des Hrn. Bryant vor wenig Jahren herausgegebnes Werk. *) Er legt demselben in Ansehung des Fleisses, des Scharfsinns und der Gelehrsamkeit, das verdiente Lob bey; nur wünscht er, daß Hr. B. bey seiner grossen Kenntniß der Griechischen und Römischen Sprache und Literatur, in den Sprachen und der Gelehrsamkeit der Morgenländer nicht so ganz fremd gewesen wäre. Aus dieser Urkunde sind bey ihm einige irrige Sätze geflossen, die Hr. R. hier zu berichtigen sucht. Dahin gehören: die Beweise für die Allgemeinheit der Sündfluth aus heidnischen Schriftstellern; die nach der Babylonischen Zerstreuung erfolgte Wanderung eines Volks, welche er Chussiten oder Amonier nennt, Nachkommen des Chus, des Sohns Ham; endlich

*) A New System or Analysis of Ancient Mythology. 4to.

lich, die Meynung, daß der Gottesdienst der Architen, und die allgemeine Verehrung der Sonne und des Feuers von diesen Völkern in die verschiednen Länder übertragen sind, wo sie sich niederliessen.

Der übrige Theil dieser sehr schönen Abhandlung betrift die weitläuftige Materie von den Sitten der Morgenländer, deren Einfluß auf die Sitten der neuern Europäer der Verf. durch verschiedne Beyspiele zu zeigen sucht. Der Ursprung des Feudalsystem, der Romane, und der Ritterzeiten wird vornemlich aus der Tartarey, Persien, Indien, und andern Morgenländern hergeleitet. Was der Verf. darüber sagt ist so, wie diese ganze Abhandlung, sehr gründlich und lesenswürdig. Zum Schlusse unsrer Anzeige davon wollen wir nur noch ein paar Stellen, die morgenländischen Sitten und Gebräuche betreffend, hieher setzen:

„Die Perser scheinen von allen Morgenländischen Völkern am meisten musikalisch gewesen zu seyn. Die Araber selbst, welche viele Abhandlungen über die Musik geschrieben haben, bekennen es, daß sie von ihnen den größten Theil ihrer Kenntniß, und viele von ihren Kunstwörtern entlehnt haben. Der Pater Angelo erwähnt verschiedne schöne musikalische Handschriften, die er zu Ispahan gesehen hat, wovon einige nach Europa gebracht, und in die Bibliothek Ludwigs *XIV*, durch seinen Orientalischen Dolmetscher, Hrn. Petit le Croix, gekommen sind — Die Grossen unter den Morgenländern haben von

jeher sehr viel auf die Musik gehalten. Ob sie gleich durch die Muhammedische Religion verboten ist, so bedient man sich ihrer dennoch bey jeder öffentlichen oder besondern Feyerlichkeit. Gemeiniglich werden die Sklavinnen dazu gebraucht, sie mit Musik zu unterhalten, und die Frauen ihrer Harams. Herumziehende Musikantinnen sind gleichfalls sehr gewöhnlich; und der Perser Knanjagereh scheint sehr viel Aehnlichkeit mit den alten Englischen Ministrels gehabt zu haben, da er gemeiniglich seine Barbut, oder Laute, mit heroischen Liedern begleitete. — Ihre Tonkünstler scheinen, gleich dem Timotheus bey den Alten, die Kunst verstanden zu haben, die Leidenschaften zu erregen, und überhaupt richteten sie ihre Musik an das Herz. Nur ein Beyspiel will ich davon anführen. Alfarabi, der um die Mitte des zehnten Jahrhunderts starb, war ein Philosoph von ungemeiner Geisteskraft, und, ausser andern Vorzügen, auch ein grosser Meister in der Musik. Bey seiner Rückkehr von der Wallfahrt nach Messina erschien er von selbst, ob er gleich ein Fremder war, am Hofe des Seiffedula, Sultans von Syrien. Es wurde zufälligerweise eben Musik gemacht, und er gesellte sich mit zu den Tonkünstlern. Der Fürst bewunderte ihn, und wünschte etwas von seinen eignen Sachen zu hören. Er zog eine von seinen Kompositionen aus der Tasche, vertheilte die Stimme unter das Orchester, und gleich die ersten Takte brachten den Fürsten und seine Hofleute zum heftigsten und unaufhörlichem Gelächter; der folgende Satz mach-

te dagegen, daß alle in Thränen zerschmolzen; und der letzte brachte selbst die Spielenden zum Einschlafen." — —

„Eine Menge von Gebräuchen herrschten unter den unabhängigen Völkerschaften der heidnischen Araber und Tartarn, welche entweder abgeschaft, oder doch gemildert wurden, als sie unter einsichtsvollen und mächtigen Prinzen in Gemeinschaft traten. Dahin gehört unter andern das verderbliche System des Privatkrieges. In jedem Staate, wo der Arm der bürgerlichen Obrigkeit zu schwach gewesen ist, die Verbrechen unter den Menschen zu verhindern oder zu bestrafen, scheint die Privatrache natürlicherweise die Stelle gesetzlicher Bestrafung eingenommen zu haben. Wir finden sie in den mittlern Zeiten in ihrer vollen Stärke, und in jedem Europäischen Staate algemein eingeführt. Und das Vorurtheil alter Gewohnheit ist so mächtig, daß selbst da, wo die Regenten mächtig genug wurden, die Gesetze der Vernunft in die Stelle barbarischer Gewohnheiten zu setzen, diese Fürsten es doch nicht rathsam fanden, jenen Ausbruch ungebildeter Gemüther auf einmal zu hemmen; sondern sie legten ansehnliche Geldstrafen darauf, und bemühten sich dadurch die Wuth desselben der Gesellschaft minder nachtheilig zu machen. Aehnliche, aber wildere Grundsätze scheinen diese morgenländischen Völker geleitet zu haben. Wenn ein Araber einen nahen Verwandten, eine Ehefrau, oder auch nur einen Sklaven verloren hatte, so sonderte er nach dem Siege für jeden einen

Freyen von den Gefangnen aus, und tödtete ihn mit kaltem Blute. Dieß Verfahren hielt man nicht für grausam; vielmehr nahm man es für ehrenvollen Ersatz; und nur die Habsucht scheint es gemildert zu haben, weil der Ehemann, die Verwandten, oder der Herr des Verstorbenen das Recht hatten, für eine erlegte Geldbusse ihre blutige Rache einzustellen. Wir finden daher, daß um die Zeit der Geburt Muhammeds zehn Kameele die Schadloshaltung für einen Erschlagnen war, ohne daß zwischen einem Freyen und einem Sklaven ein ausdrücklicher Unterschied gemacht würde. So mächtig Muhammed auch war, so wagte ers doch nicht mehr, als die Europäischen Gesetzgeber, sich der allgemeinen Denkungsart des Volks so sehr zu widersetzen, daß er diese unmenschliche Gewohnheit völlig abgeschaft hätte; sondern er suchte sie nur durch verschiedne Stellen im Alkoran zu mildern, und gehörig einzuschränken, indem daselbst unter andern ein Unterschied des Ranges und Geschlechts festgesetzt wird. In den Folgezeiten fand man den Ersatz durch zehn Kameele nicht hinreichend, der überhandnehmenden Privatrache zu steuren; und in der Sonna wurde daher ihre Anzahl bis auf hundert erhöht; vermuthlich aus eben den Ursachen, weswegen man die Strafgelder für Ermordungen unter den Longobarden und andern Europäischen Völkern erhöhte. Denn diese Strafgelder waren ursprünglich damals festgesetzt, als das Volk noch arm war; man fand sie daher itzt zu geringe, nachdem es, durch die

Aus-

Ausbreitung ihrer Eroberungen, mächtig und reich geworden." — —

„Ein Umstand scheint indeß zwischen den morgenländischen und abendländischen Privatfehden einen wichtigen Unterschied gemacht zu haben. Die asiatischen Sitten hatten, wie es scheint, zu allen Zeiten, häusliche Sklaverey zum vornehmsten Augenmerk; und Muhammed machte in Arabien das zum Religionsartikel, was vor Alters bloß ein Herkommen gewesen war. Die Gefangnen wurden daher, wenige ausgenommen, beständig zur Sklaverey bestimmt; und, wie es scheint, machte man überhaupt wenig Unterschied zwischen einer Prinzessinn und ihrer Sklavinn; ausser in dem Falle, wenn jene vor dieser persönliche Vorzüge hatte. Diese Denkungsart behielten die Araber bey ihren ausgebreiteten Eroberungen. Es liessen sich davon viele Beyspiele anführen; ich will mich hier aber nur mit zweyen begnügen, welche die Töchter der zwey grössesten Fürsten betreffen, die damals in der Welt waren — In einem Treffen nach der Belagerung von Damaskus, im Jahr 635, befand sich unter den Gefangenen die Tochter des Griechischen Kaisers Heraklius, Witwe des dortigen Statthalters. Rafi, der Arabische Feldherr, dem sie zu Theil wurde, bot sie ohne Umstände einem Griechen Jonas, der die Muhammedische Religion angenommen hatte, zur Sklavinn an; Jonas aber lieferte sie, aus Grundsätzen der Ehre, mit allen ihren Edelsteinen, ohne Lösegeld ihrem Vater wieder aus. — Als die Araber Persien

eroberten, war Schirin Banu, die Tochter des Königs Jezdejird, eine von den Gefangnen, und wurde in der Stadt Medina öffentlich zum Verkauf ausgestellt; allein der edelmüthige Ali dachte bey dieser Gelegenheit nicht so, wie seine Landsleute; er that die Erklärung, daß man Fürstenkinder nicht verkaufen müßte und verheyrathete sie alsbald an seinen Hossain. — — Zur Bestätigung dieser Anekdote dient eine Geschichte, welche von dem Kalifen Al Walid und dem Imam Zein Alabdin, einem Sohn des Hossain, erzählt wird, den er wegen einer Absicht auf das Kalifat in Verdacht hatte. „Du bist nicht werth, zu regieren, sagte Al Walid, weil du der Sohn einer Sklavinn bist; deine Mutter war eine von den Persischen Gefangenen.“ Der Imam antwortete: „Die Mutter Ismaels, des Sohns Araham, war die Sklavinn Hagar; und doch stammte Muhammed von ihr her.“ Der Kalife erröthete, und schwieg.“

Ungern versagen wir uns das Vergnügen, noch mehrere merkwürdige Stellen dieser Abhandlung auszuziehen; allein der Raum verbietet es uns. Nur ihren Schluß setzen wir noch hieher:

Die Materien, welche in dieser Abhandlung berührt worden, sind mannichfaltig; und vielleicht findet man, daß einige derselben gar zu kurz abgehandelt sind. Ich bin freymüthig von sehr angesehenen Schriftstellern abgegangen; aber ich weiß, wie viel leichter es ist, Irrthümer aufzufinden, als sie zu vermeiden; daher unterwerfe ich mich eben so freymüthig der Entscheidung

jedes

jedes verständigen Lesers. Ich erkläre mit der gehörigen Gesinnung eines gutdenkenden Mannes und eines Gelehrten, daß ich auf jede gründliche Kritik stolz seyn, und mir Mühe geben werde, mich durch Entdeckung meiner Fehler zu bessern. Ich bin für keinen einzigen Begrif partheyisch eingenommen, den man mit der Wahrheit oder Schicklichkeit unerträglich findet; und es würde mich weit weniger schmerzen, wenn ich meine beste Lieblingstheorie durch einsichtvolle Untersuchung fallen sähe, als wenn man mir einen Mangel an Redlichkeit oder Billigkeit mit Recht vorzuwerfen hätte."

Kürze

Kürzere Anzeigen.

Oktober bis December, 1777.

I.

Theologie.

Four Sermons on the good Samaritan and the Nature of Christ's Kingdom. By the late THOMAS PYLE — — Published by his Son, *Philip Pyle*, A.M. 8vo. 1 S. Robinson.

Der schon verstorbne Verfasser dieser Predigten hat sich durch seine Paraphrase der Apostelgeschichte, der apostolischen Briefe, und Offenbarung Johannis, in Dr. Clarke's Manier, wovon neulich eine sehr empfehlungswürdige Uebersetzung mit Anmerkungen, von Hrn. Pastor Küster in Braunschweig, erschienen ist,*) sehr vortheilhaft bekannt gemacht. Auch sind schon einige Predigten von ihm im Druck, die man mit Beyfall aufnahm, den die hier angezeigten vier geistlichen Reden gleichfalls verdienen, weil sie, so wie jene, mit Deutlichkeit, Ernst, Nachdenken und wahrem Gefühl der Religion geschrieben sind. Ihr Zweck ist, die Liebe gegen GOtt und den Nächsten, Redlichkeit, Sanftmuth, Geduld, Unsträflichkeit, und guten Wandel zu predigen.

Der

*) Hamburg, in Bohns Verlage, 2 Bände in gr. 8. 1778.

Der Verf. macht die sehr richtige, und dem Geiste der Lehre Christi völlig gemässe Anmerkung, daß das Evangelium seine Bekenner nicht auf eine besondre bürgerliche Regierungsform, noch auf irgend eine besondre Religionsform, oder sonderbare äusserliche Gebräuche des Gottesdienstes einschränke. „Es kann einer, sagt er, ein würdiger Sohn der allgemeinen Kirche und des Reichs Christi seyn, er mag zu dieser oder jener besondern Versammlung oder Sekte der Christen gehören; er mag in dieser oder jener besondern äusserlichen Form des Gottesdienstes erzogen seyn."

Philosophical Disquisitions on the Christian Religion. Addressed to *Soame Jenyns, Esq.* etc. 12mo. 2 S. 6 d. Bew, etc.

Das seltsame, und vorlängst schon bekannt gemachte System des Dr. Cheyne, in seinem *Essay on Regimen*, ist die Grundlage dieser Schrift. Nach diesem System sind alle endlichen Geister jeder Art, Ausflüsse, oder unendlich kleine Funken der Gottheit, oder des vollkommensten Geistes, und, ihrer eignen Natur nach, kleinere, oder unendlich kleine Gottheiten; diese haben Körper oder Vehikula von irgend einer Art, die ihrem Range, ihrem Grade von Reinigkeit, ihrer Wohnung oder Lage, angemessen sind. Zu der niedrigern Klasse von Geistern dieser Art, welche förmlich organisirte Körper haben, ist das Menschengeschlecht zu zählen; und man muß dabey

bey zugleich annehmen, daß die Menschen ehedem aus jenem Stande der Reinigkeit und Vollkommenheit, worin sie erschaffen waren, fielen; und, dieses Falles wegen, gegenwärtig in einen Zustand der Zucht und Prüfung gerathen sind. Dieß System wird hier umständlich erläutert, und mit vielen Beweisstellen, aus dem Plato, Pope, Milton, und Shakespeare, unterstützt, ohne daß der Verf. auf die poetische Freyheit Rücksicht nimmt; sodann wird es zur Aufklärung der Lehren des Christenthums angewandt. Uebrigens ist der Verf. ein grosser Bewundrer des Hrn. Jenyns, und seiner mehrmals erwähnten Schrift.

Prayers for the Use of Families. By WILLIAM ENFIELD, D.D. The Second Edition with Additions. 8vo. 4 S. Warrington, printed for Johnson in London.

Der Beyfall, den diese zur Hausandacht für Familien bestimmte Gebetsammlung gefunden hat, machte diese zweyte Auflage nothwendig, die der Verf. mit neuen Gebeten auf alle Tage einer zweyten Woche vermehrt hat, bey welchen zugleich, wie bey den Gebeten für die erste Woche, seine drey auf alle Zeiten eingerichteten Gebetsformeln mit befindlich, aber gleichfalls hie und da geändert sind. Das Buch hat überhaupt bey diesen Aendrungen sehr gewonnen.

The

The Errors of the Church of Rome detected. In Ten Dialogues between *Benevolus* and *Sincerus* — — — By the Rev. JAMES SMITH, Vicar of Alkham, *etc.* in Kent. 8vo. 5 S. Johnson.

Der Verfasser dieser Gespräche ist ein Proselyt aus der Römischen Kirche, in welcher er erzogen ward, und ehedem ein geistliches Amt bekleidete. Sein Uebergang zur protestantischen Kirche scheint durch reifes Nachdenken und Ueberzeugung veranlaßt zu seyn. In der gegenwärtigen Schrift verräth er durchgehends nicht nur eine ausgebreitete Bekanntschaft mit dem Streite zwischen den Katholiken und Protestanten, sondern auch jene edle und freymüthige Denkungsart, welche der Wahrheit und Ueberzeugung allemal vortheilhaft seyn muß. In dem ersten Gespräche legt er ein offenherziges Geständniß von sich selbst, vor seinem Uebergange, ab; in dem zweyten wird die eigentliche Beschaffenheit des Pabstthums, und das Recht des Privaturtheils untersucht; das dritte Gespräch handelt von der einzigen und vollständigen Glaubensregel; das vierte, fünfte, und sechste von der Untrüglichkeit der Römischen Kirche, der Oberherrschaft des Pabstes, und der Lehre von der Transsubstantiation. Das siebente Gespräch betrift die sieben Sakramente und die Ohrenbeichte; das achte, die Lehre vom Fegefeuer, der Genugthuung, den guten Werken, und dem Ablaß; das neunte, die Anrufung der Engel und Heiligen, und die Anbetung der Bilder und Reliquien; das zehnte, das öffentliche Gebet

bet in einer unbekannten Sprache, den ehelosen Stand der Priester, die vorgegebenen Wunderwerke, und die Verfolgungsgesetze in der Römischen Kirche. Zum Beschluß ist noch ein Gespräch angehängt, worin die Englische Revolution, und die nachher erfolgte Uebertragung der Krone an das Haus Hannover gerechtfertigt wird, und welches viele freymüthige und richtige Anmerkungen über die Entstehung, Natur, und Absicht der weltlichen Regierung enthält.

A Harmony of the Evangelists, in Greek; to which are prefixed Critical Dissertations in English. By JOSEPH PRIESTLEY, LL. D. F. R. S. 4to. 14 S. Johnson.

Man hat einigen theologischen Schriften des Dr. Priestley den Vorwurf einer zu grossen Eilfertigkeit gemacht; die gegenwärtige trift dieser Vorwurf gewiß nicht; und die Versicherung des Verf. verdient völligen Glauben, daß ihm kaum irgend eine andre schriftstellerische Arbeit mehr Zeit und Mühe gekostet habe. In der Vorrede redet er von den Bemühungen überhaupt, die biblischen Geschichtschreiber N. T. in Harmonie zu bringen, und von den Ursachen des Mangels an chronologischer Ordnung in ihnen und der Verschiedenheit, die sich selbst unter den versuchten Harmonien findet. Zugleich mißbilligt er durchaus den Begrif einer allgemeinen und unfehlbaren Inspiration der biblischen Geschichtschreiber, als

Schrift-

Schriftsteller betrachtet; und hält dafür, die Propheten und Apostel hätten alsdann nur göttliche Eingebung gehabt, wenn sie Wunder thaten, wenn sie Weissagungen, oder andre göttliche Botschaften verkündigten — Seine Anmerkungen und Betrachtungen über die Harmonie der Evangelisten selbst sind in siebzehn Abschnitte getheilt, und enthalten sehr viel Schätzbares und Lehrreiches. In Ansehung des Lehramts Christi nimmt Dr. P. die Meynung an, daß es nicht länger, als ein Jahr, oder ein Jahr und einige Monate, gedauert habe. Zum Beweise dieser Hypothese hat er verschiedne Abschnitte angewandt. Auch dasjenige, was der Verf. über die Umstände der Auferstehungsgeschichte sagt, macht seiner Freymüthigkeit und Wahrheitsliebe, Ehre. „Verschiedne neuere Theologen, sagt er, haben vielerley über die Harmonie der verschiednen Nachrichten geschrieben, welche die vier Evangelisten von den bey der Auferstehung Christi vorgefallnen Umständen ertheilen; und ich glaube freylich wohl, daß es möglich ist, eine Erzählung zusammenzusetzen, welche alle diese verschiednen Nachrichten begreift, und in sich selbst zusammenstimmend ist; aber ich bin dagegen auch völlig überzeugt, daß diese Schriftsteller, wenn sie gerade die nämlichen Vorstellungen von den Umständen der Auferstehungsgeschichte gehabt hätten, nicht so darüber geschrieben haben würden, als sie gethan haben.“ — Uebrigens hat der Verf. dieß Werk seinem würdigen Freunde, Dr. Price, in einer männlich u. schön geschriebnen Zuschrift gewidmet.

2. Rechts-

2.

Rechtsgelehrsamkeit.

The Laws respecting Women, as they regard their natural Rights, or their Connections and Conduct, in which their Interests and Duties — — — are ascertained and enumerated — — In Four Books. 8vo. 6 S. Johnson.

Die Methode, nach welcher der ungenannte Verfasser dieses wichtigen und nützlichen Werks seine zahlreichen Materialien vertheilt und bearbeitet hat, ist folgende. Zuvörderst handelt er von denen Gesetzen, welche die persönlichen Rechte des weiblichen Geschlechts betreffen, nach ihren verschiednen Rubriken: von den Ehrenämtern, deren dieß Geschlecht fähig ist — von ihrem Stande, ihrem Vorrechten und Verbindlichkeiten — von der Heyrath, in so fern sie den Stand und die Person der Frauenzimmer betrift — von Ehemännern und Ehefrauen — von der geistlichen Gerichtsbarkeit in Ansehung der Heyrathen und Ehescheidungen — von den Ausstattungen armer Personen — Der Hauptinhalt des zweyten Buchs sind die Verordnungen in Ansehung des weiblichen Eigenthums; und der Verf. handelt hier von den alten und neuern Gesetzen über die weibliche Erbfolge — von dem Eigenthum einzelner Frauenzimmer — von der Einrichtung desselben vor der Verheyrathung — von den durch die Heyrath damit vorgehenden Verändrungen —

von

von den Rechten einer verheyratheten Frau — von der Trennung, in Ansehung des Eigenthums — von dem Witwenstande — von Lokalgebräuchen — von der Lehre der Testamente und letzten Willensverfügungen. Das dritte Buch betrift die weiblichen Vergehungen und deren Bestrafung — gewaltsame Entführung und erzwungne Heyrath — Unzucht und Liederlichkeit — Ehebruch — andre Uebertretungen. Das vierte Buch handelt von den Gesetzen in Ansehung der Eltern — von rechtmässigen und unehelichen Kindern — von Kuratoren und Vormündern — von der Minderjährigkeit.

Schon aus diesem summarischen Entwurfe erhellt die Brauchbarkeit dieses Werks, dessen Ausführung den Einsichten und dem Fleisse des Verf. gar sehr zur Ehre gereicht. Die Menge und Mannichfaltigkeit der gelegentlich angeführten Rechtsfälle macht diese Schrift noch nützlicher und zuverlässiger. Auch die Schreibart ist ihrem Inhalte gemäß; zuweilen könnte sie des oft gesuchten Schmucks im Vortrage noch mehr entbehren, indem die natürliche, dogmatische Schreibart diesen Materien unstreitig am angemessensten ist. Die Geschichte des bekannten neulichen Rechtshandels der Herzoginn von Kingston ist als ein Anhang beygefügt.

---

3. Arze-

3.

Arzeneykunde.

An Account of the Discases most incident to Children, from their birth till the age of puberty; with a succesfull Method of treating them — — By Grorge Armstrong, M. D. — 8vo. 3 S. Cadell.

Dr. Armstron'gs ehemals herausgegebner Versuch über die Kinderkrankheiten ist auch unter den Deutschen durch eine Uebersetzung bekannt. Hier erscheint derselbe neu umgearbeitet, und in einer neuen Gestalt, bis zum mannbaren alter fortgeführt. Man sieht durchgehens, daß des Verf. Bemerkungen das Resultat einer langen Erfahrung und sorgfältigen Beobachtung sind. Das Buch ist völlig praktisch; durch beyläufige Einstreuung der Theorie hätte es vielleicht noch brauchbarer und lehrreicher werden können. Einige nicht ungewöhnliche Krankheiten der Kinder, z. E. der Wasserkopf, sind doch übergangen. Noch ist ein Versuch über das Säugen der Kinder, und eine Nachricht von der im J. 1769. in London gestifteten Armenapotheke für die Kinder dürftiger Eltern, deren Aufsicht dem Verf. übertragen ist, beygefügt.

Observations on Chronic Weakness. By Thomas Withers, M. D. 8vo. 2 S. 6 d. Cadell.

Unter

Unter dem Ausdrucke chronischer Schwäche scheint der Verfasser jede Unpäßlichkeit zu verstehen, die keine Folge irgend einer heftigen Krankheit ist. Sie findet sich bey Personen beyderley Geschlechts und jedes Alters. Er unterscheidet indeß dieß Uebel von den hysterischen und hypochondrischen Zufällen, wegen der Verschiedenheit in den Temperamenten der damit behafteten Personen; wiewohl die einzelnen Symptomen bey beyden viel Aehnliches haben. Allerdings enthält diese Schrift manche sehr richtige, glaubwürdige, und mit Einsicht vorgetragene Bemerkungen; nur sind sie zu allgemein und zu mannichfaltig, um in besondern Fällen gehörige Dienste zu thun; ihre Auswahl und Anwendung würde eben so viel medicinische Wissenschaften erfodern, als der Verf. selbst besitzt. Auch hat er sich zu sehr auf Nebendinge abführen lassen, die eigentlich nicht hieher gehören; z. B. von Behandlung der Wöchnerinnen und der Nachgeburt. Der Unerfahrne wird aus diesem Buche nicht viel Unterricht schöpfen können.

4.

Naturkunde.

Britisch Zoology. By Thomas Pennant, Esq. Vol. IV. 4to. 1 L. 4 S. 8vo. 12 S. White.

Mit diesem Bande, welcher die Schaalthiere, Würmer, Muscheln u. s. f. enthält, wird dieß vor-

vortrefliche Werk geschlossen, dessen drey ersten Bände die vierfüssigen Thiere, Vögel und Fische abhandelten. Auch dieser Band enthält an die hundert Kupfertafeln, worauf eine Menge von Gegenständen sehr sauber abgebildet sind. In dem Vorberichte nimmt Hr. P. Gelegenheit, einem sehr würdigen u. einsichtvollen Naturforscher, dem vor etwa sechs Jahren verstorbenen Hrn. Benjamin Stillingfleet, die gerechtesten Lobsprüche zu ertheilen, der bey sehr vorzüglichen Kenntnissen, den liebenswürdigsten und wohlthätigsten Charakter hatte. Auch in Gray's Briefen wird seiner rühmlich erwähnt. Als Naturkündiger hat er sich in England durch den Kalender der Flora, und durch seine Anmerkungen über die Gräser bekannt gemacht; als Kunstliebhaber durch seinen Versuch über die Musik; und als Dichter durch verschiedne glückliche Proben, besonders durch den Versuch über den Umgang, der in den ersten Band von Dodsley's Miscellaneen eingerückt ist. Er war ein Enkel des berühmten Dr. Stillingfleet, Bischofs von Worcester.

An Illustration of the sexual system of LINNAEUS. By JOHN MILLER. Folio; imperial paper. London, published by the Author.

Dieß grosse und prächtige Werk, wovon das Exemplar mit illuminirten Kupfertafeln zwanzig Guineen kostet, erhielt den Beyfall des nunmehr verstorbenen Ritters Linné, dem es heftweise zugesandt

gesandt wurde. Es dient gar sehr zum Unterricht der Kräutersammler. Der Kupfertafeln sind an die hundert und zwanzig, sehr sauber und richtig gezeichnet, und nach der Natur mit Farben versehen. Die Erklärungen betragen eben so viel gedruckte Bogen, und sind in Englischer und Lateinischer Sprache abgefaßt. Von den Pflanzen selbst ist noch zu bemerken, daß sie größtentheils einheimisch, und zum Theil solche sind, die in England gewöhnlich und mit gutem Erfolg unterhalten und gezogen werden.

A modern System of Natural History — — — By the Rev. Sam. Ward — — and others. 12 Vols. 18ns. 18. S. Newbery.

In diesem Werke, welches vornemlich zum Unterricht der Jugend bestimmt ist, aber auch für solche brauchbar seyn kann, welche kein Hauptstudium aus der Naturgeschichte machen, sind nicht nur die Materialien aus den grössern und besten Werken dieser Art mit vielem Fleisse zusammengetragen, sondern es herrscht auch darin eine sehr gute und einsichtvolle Ordnung wodurch die Brauchbarkeit desselben um ein Grosses vermehrt wird. Der Verf. liefert nicht blosse Beschreibungen; er zeigt auch die Eigenschaften, Verhältnisse, Kräfte, und charakteristischen Beschaffenheiten eines jeden natürlichen Produkts, und streut von Zeit zu Zeit lehrreiche moralische Anmerkungen ein. Den Anfang macht die Ge-

schichte der vierfüssigen Thiere; dann folgen die Vögel, Fische, Würmer und Insekten, Gewässer, Erdarten, Fossilien, Mineralien, und zuletzt die Pflanzen. Die Kupfertafeln, welche die Geschlechter einer jeden Abtheilung vorstellen, sind mit mehr als gewöhnlicher Genauigkeit verfertigt.

5.
Geschichte.

Letters and Journals, written by the deceased Mr. ROBERT BAILLIE, Principal of the University of Glasgow. Carefully transcribed by *Robert Aiken* — — — 2 Vols. 8vo. 12 S. Edinburg, Gray; London, Buckland.

Historische Beyträge dieser Art sind allemal sehr schätzbar, und zur Erläuterung derjenigen Periode in der Geschichte, welche sie betreffen, ungemein dienlich. Die gegenwärtigen rühren von einem Manne her, der an den damaligen Angelegenheiten des Staats keinen geringen Antheil nahm, und betreffen einen der merkwürdigsten und erheblichsten Zeitpunkte in der Englischen und Schottländischen Geschichte, von 1637 bis 1662. Von den Briefen sind die meisten an Hrn. Wilh. Spang geschrieben; und die Journale enthalten eine Geschichte der Generalversammlung zu Glasgow, im J. 1638; eine Nachricht von dem Rechtshandel des Grafen von Strafford; die Verhandlungen

lungen der Generalversammlung und des Parlaments im J. 1641; und der Generalversammlung im J. 1643. Besonders erhält dadurch die Englische und Schottische Kirchengeschichte der damaligen Zeit, die aber, wie bekannt, mit der politischen genau zusammenhängt, viel Aufklärung. Der Herausgeber hat Baillie's Lebensbeschreibung und ein Glossarium beygefügt; man vermißt aber dabey Anmerkungen und Register, die doch bey Werken dieser Art fast unentbehrlich sind.

The Student's Pocket Dictionary; or Compendium of Univerſal Hiſtory, Chronology, and Biography, from the earlieſt Accounts to the preſent Time; with Authorities. In two Parts — By THOMAS MORTIMER, Eſq. 12mo. 3 S. 6 d. Johnſon.

Der erste Theil dieses Wörterbuchs enthält einen kurzen Inbegrif der allgemeinen Weltgeschichte; der zweyte ein Kompendium der Biographie. Bey dem kleinen Druck und Format dieses Werks ist eine Menge von Sachen in einen kleinen Umfang gebracht, und dadurch für junge Studierende wohlfeiler und gemeinnütziger geworden. Viele unbedeutende Namen, die man in andern Wörterbüchern antrift, sind hier weggeblieben, und dagegen wichtigere, und von andern übergangene, eingeschaltet worden. In dem chronologischen und historischen Theile hat der Verf. viele merkwürdige Umstände beygebracht, die man

in Büchern dieser Art selten antrift; und viele Begebenheiten von einerley Art sind unter allgemeine Rubriken gesammelt. Durch die Absonderung des Ganzen in zwey Theile ist die Verwirrung vermieden, welche aus der Vermischung historischer Begebenheiten und biographischer Nachrichten unter Einem Alphabet gar leicht entstehen kann. Der beträchtlichste Vorzug indeß, welchen dieß Wörterbuch vor andern ähnlichen Arbeiten hat, besteht darin, daß der Verf. bey den meisten Artikeln die Beweisstellen anführt, die zwar nicht allemal die Originalquellen, aber doch immer Schriften von Ansehen und Glaubwürdigkeit sind. Freylich laufen aber hie und da historische und literarische Unrichtigkeiten mit unter.

6.

Philosophie.

The Works of JOHN LOCKE. The Eighth Edition. 4to. 4 Vols. 5 L. Rivington, Becket etc. 1777.

Die Nothwendigkeit oft wiederholter Ausgaben von Locke's Werken, gereicht der Englischen Nation und ihre Liebe zum Gründlichen unstreitig zur Ehre. Die gegenwärtige soll von dem gelehrten und würdigen Bischofe von Carlisle, Dr. Edmund Law, veranstaltet seyn, ob er sich gleich nicht dabey als Herausgeber genannt hat. Seine

ne vorzügliche Liebe zu Locke's Schriften und Philosophie bewog ihn, sich dieser Unternehmung zu unterziehen, und das Publikum ist ihm dafür desto grössern Dank schuldig, je mehr Fleiß er angewandt hat, die vorigen Ausgaben zu vergleichen, die häufig eingeschlichnen Fehler derselben zu berichtigen, und selbst einige bisher noch nicht gedruckte Aufsätze des grossen Philosophen hinzuzufügen. Freylich sind diese Zusätze nicht groß, noch sehr erheblich; sie bestehen aus einigen wenigen Briefen Locke's und seiner Freunde; indeß macht der Herausgeber Hofnung, vielleicht noch künftig einen Supplementband aus des Verf. Handschriften hinzuzuthun, von welchen er unglücklicherweise zu spät Nachricht erhielt, um bey der gegenwärtigen Gelegenheit davon Gebrauch zu machen. Noch finden wir hier einige kurze Aufsätze von fremder Hand, die zur bessern Erläuterung und Anwendung der Lockischen Lehrsätze nothwendig schienen. Dahin gehört eine dem Versuch über den menschlichen Verstand vorausgeschickte Analyse oder Tabelle, die man als eine Landkarte der intellektuellen Welt ansehen kann, und worauf man die ganze Lehre von den Ideen mit Einem Blicke übersieht. Auch über Locke's Meynung von der persönlichen Identität, ist eine kurze Abhandlung zur Vertheidigung beygefügt, die desto dienlicher seyn kann, da jene, an sich sehr wichtige Lehre, so oft mißverstanden ist. Vermuthlich ist Dr. Law selbst Verfasser dieser Abhandlung, der auch über die Lockischen Schriften viele schätzbare Anmerkungen voraus-

geschickt

geschickt hat. So findet man auch in der vor dieser Ausgabe befindlichen Lebensbeschreibung des Verf. einige neu hinzugekommene Umstände und Bemerkungen.

7.
Schöne Literatur.

The Dramatic Works of GEORGE COLMAN. 8vo. 4 Vols. 1 L. 1 S. Becket.

Unter den Englischen Schauspieldichtern unsrer Zeit ist Hr. Colman schon seit mehrern Jahren als einer der vorzüglichsten bekannt. Auch in unsre Sprache hat man verschiedne seiner, bisher einzeln erschienenen, Stücke übersetzt, und auf die Bühne gebracht. Hier wird eine vollständige Sammlung derselben geliefert, die aus folgenden siebenzehn Schauspielen besteht: The Jealous Wife — The Clandestine Marriage, von Hrn. Colman und Garrick gemeinschaftlich verfertigt — The English Merchant — The Man of Business — Man and Wife. Diese fünf sind sämtlich Lustspiele. Dann folgen die beyden Trauerspiele: Philaster und King Lear, jenes aus Beaumont und Fletcher, dieses aus dem Shakespeare verändert; ferner, Epicoene, ein Lustspiel nach Ben Johnson — Polly Honeycombe, eine dramatische Novelle — The Musical Lady — The Deuce is in him; zwey Possenspiele — The Oxonian in Town, eine Komödie

mödie in zwey Akten — The Portrait, eine Burleske — The Fairy Prince, eine Maske — dann, ein gelegentliches Vorspiel, (*Prelude*) — The Spleen, ein komisches Stück in zwey Akten; und endlich, New Brooms, gleichfalls ein gelegentliches Vorspiel.

The Justification; a Poem. By the Author of *The Diaboliad*. 4to. 2 S. 6 d. Bew.

Ein lebhaftes Gespräch zwischen dem Dichter und einem Lord, worin dieser letztere sich bemüht, jenem die Gehässigkeit und Gefahr des Satirenschreibens zu beweisen. Der Dichter hingegen erklärt und rechtfertigt seinen Vorsatz, troz allem Widerspruch, und allen rachsüchtigen Unternehmungen, diese Laufbahn weiter zu verfolgen. Unter andern vertheidigt er die Rechtmässigkeit dieses Vorhabens, und den Nutzen der Satire, in folgenden Versen:

„Satire, my Lord, employ'd in the defence
Of injur'd virtue, is benevolence; —
And such is mine! The verse that strives to mend
The dissipated heart, is virtue's friend;
While the vain Muse, that does on vice bestow
Its frothy flatteries, is virtue's foe."

Anstatt also, daß der Lord den Dichter von seiner Laufbahn abzubringen hoft, wird er vielmehr von ihm überführt, daß die Satire oftmals dem Laster Einhalt thun, und einige Besserung wirken kann, wobey der Einfluß der Religion und die

Drohun-

Drohungen der Gesetze ihres Zwecks verfehlen. Dabey bezeugt der Dichter seine Bereitwilligkeit, eben so wohl der Tugend und den Verdiensten Lob zu ertheilen, als die Laster und Bosheiten der öffentlichen Schande bloß zu stellen. Der Lord giebt daher am Ende dem Dichter Beyfall:

„At length, with joy, I see your equal lays
Can sink to censure, or can soar to praise;
On shameless Vice can stamp Shame's crimson dye,
And give the Good their immortality —
Thus the bold eagle leaves his azure way,
And seeks the carrion carcase for his prey;
There dips his beak; — but when the banquet's done,
He plumes his wings, and rises to the Sun.

In der Vorrede verspricht der Verf. eine ganze Folge von Gedichten herauszugeben, worin die Sitten und Charaktere der gegenwärtigen Zeit mit Wahrheit und Genauigkeit sollen geschildert werden, und dieses Gedicht soll dazu als eine Einleitung dienen.

Seventeen Hundred and Seventy-seven, or, a Picture of the Manners and Characters of the Age. In a poetical Epistle from a Laty of quality. 4to. 1 S. 6 d. Evans.

Fast sollte man zweifeln, ob dieß Gedicht wirklich, wie der Titel sagt, ein Frauenzimmer zur Verfasserinn hat. Es hat sehr viel poetisches Verdienst, und belacht die herrschenden Thorheiten und Frivolitäten der Englischen Nation auf die lebhafteste und treffendste Art. Die Verse sind

ſind ſo ſchön, daß ſie zum Theil eines Pope würdig wären; nur haben die angebrachten Schilderungen, bisweilen gar zu viel Freyheit für die Abſicht, dadurch zu beſſern. Folgende glückliche Beſchreibung der verächtlichen und läppiſchen Geſchöpfe, die man in England Maccaroni nennt, mag zur Probe dieſes Gedichts dienen:

„That hateful race, diſgraceful to our age,
Nor beauty warms, nor kindneſs can engage.
Cold without prudence; lawleſs without fire;
Proud without worth; debauch'd without deſire;
Rich without wealth; aſpiring without aim;
Though laviſh, greedy; vain, tho' void of ſhame.
Freſh from their brain the changeful faſhions ſpring,
And, imp'd by them, the frolicks ſpread the wing.
To various fame by various paths they tend,
Th'abſurd in all, the common means and end.
Are theſe the men, theſe fading forms of air,
To bound the wiſhes of a Britiſh fair?
Hence, ſhadows, hence; unreal mock'ries rove,
Diſgrace of manhood, and deſpair of love!
The maid's reproaches and the matron's gibe,
To caves and wilds ſhall hunt the baneful tribe;
Still may deriſion wait the female's pain,
Who looks for joy from ſuch a flimſy train.

Diſcours

Discours sur *Shakespeare* et sur Mr. *de Voltaire*; par Joseph Baretti, Secretaire pour la Correspondence étrangére de l'Academie Royale Britannique. 8vo. 4 S. Nourse.

Eine Vertheidigung Shakespeare's gegen Voltairens öftere und unbillige Vorwürfe, von einem auch unter uns schon bekannten Italiäner, der sich lange in England aufgehalten hat, der Geschmack und Einsicht genug besitzt, die Schönheiten des grossen Dichters zu empfinden, und seine wirklichen Fehler wahrzunehmen. Er zeigt hier umständlich, in welchem falschen Lichte Voltaire das Shakespearische Genie und Schauspiel darstellt, und wie sehr er sowohl der Englischen als Italiänischen Sprache und Literatur unkundig ist. Wir werden nächstens von dieser Schrift ausführlicher reden.

Mentor's Letters. Addressed to Youth. 8vo. 1 S. Dilly.

Der Verfasser dieser Briefe soll Hr. Rack seyn, der vor einiger Zeit auch eine Sammlung von Gedichten, und neulich erst Caspipina's Briefe herausgegeben hat. Die gegenwärtigen Briefe waren ursprünglich für einige junge Freunde des Verf. bestimmt; er glaubte aber mit Recht, daß ihr Nutzen durch ihre öffentliche Bekanntmachung werde vergrössert werden. Sie betreffen lauter ernsthafte und sittliche Gegenstände, und sind

daher

daher auch durchgehends in eine ernste Schreibart eingekleidet, die jedoch zuweilen mit gut gewählten Beyspielen und Erzählungen abwechselt. Uebrigens leuchtet aus diesen Briefen die Billigkeit, Menschenliebe, und Frömmigkeit ihres Verf. überall hervor.

Old Ballads Historical and Narrative, with some of modern Date; now first collected, and reprinted from rare Copies; with Notes. 2 Vols. 8vo. 8. S. Evans. 1777.

In dieser Sammlung Englischer Balladen sind lauter solche Stücke enthalten, die sich in den bekannten und schätzbaren *Reliques of anc. Engl. poetry* des Dr. Percy nicht befinden. Man kann sie folglich als einen Nachtrag dazu ansehen. Indeß vermissen wir hier jene Sorgfalt und Genauigkeit in kritischen Erläuterungen, und jene feine Auswahl der Stücke nach ihrer innern Schönheit, oder anderweitigen Erheblichkeit, welche der Sammlung des Dr. P. einen so grossen Werth geben. Die ältern Balladen, die den größten Theil ausmachen sind alle erzählender Art, und meistentheils aus der Englischen Geschichte. Sehr viele Stücke des ersten Bandes betreffen den berüchtigten Straßenräuber Robin Hood; und im zweyten findet man viele aus der Regierungszeit der Königinn Elisabeth. Die angehängten neuern Stücke von Mallet, Goldsmith, Robertson, u. a. sind zum Theil schon aus

andern

andern Abdrücken bekannt. Die in der Brittischen Anthologie dieses Stücks befindliche Ballade, Rosamund, ist von dem Herausgeber aus dem ersten Bande dieser Sammlung entlehnt.

8.

Theater.

A genuine Narrative of the Live and theatrical Transactions of Mr. JOHN HENDERSON, commonly called the *Bath Roscius*. 8vo. 1 S. Evans.

Man wird sich aus unsern politischen Zeitungen der grossen Lobsprüche erinnern, die man seit einiger Zeit diesem Schauspieler und seinen Vorstellungen gemacht hat. Henderson erfährt indeß das gewöhnliche Schicksal hervorstechender Verdienste; es giebt seiner Tadler eben so viel, und vielleicht mehr, als seiner Lobredner. Gegenwärtige Schrift ist zu seiner Vertheidigung bestimmt; sie ist mehr eine Sammlung einzelner Anekdoten, als eine förmliche Lebensbeschreibung — Joh. Henderson ist aus London gebürtig, wiewohl sein Geschlecht eigentlich Schottischen Ursprungs ist. Einer seiner Vorfahren, Dr. Alexander Henderson, ist in der Englischen Kirchengeschichte, zu Karls I. Zeiten, berühmt. In seiner frühen Jugend bezeugte er grosse Lust

zum

zum Zeichnen, und genoß darin den Unterricht des bekannten Fournier. Die Lust zur Schaubühne äusserte sich in ihm zuerst bey Lesung des Shakespeare, von dessen Werken ihm seine Mutter einen Band in die Hände gegeben hatte. Schon vor zehn Jahren wandte er sich an Hrn. Garrick, und bat ihn um sein Urtheil, ob er Talente für die Bühne besässe. Er machte eine Probe; aber G. fand seine Stimme zu schwach; auch war wirklich seine Gesundheit damals so zweifelhaft, daß seine Freunde besorgt waren, er werde die Auszehrung bekommen. Nach wenig Jahren erhohlte er sich wieder, und hatte noch immer die eifrigste Lust zum Theater. Er gab sich alle Mühe, Garrick's Gunst zu erhalten; indeß wurde er am Ende dieser Bewerbungen müde, da er sah, daß er doch seinen Zweck nicht erreichte, und versuchte nun sein Glück bey Herrn Colman, der die Schaubühne zu Coventgarden dirigirte. Aber auch hier ward er abgewiesen. Endlich verstattete ihm Garrick, nach zweyjährigem Bitten, einen Tag Gehör; ~~er spielte vor~~ ihm verschiedne Scenen in mancherley Charakter. Nach einigem Bedenken that jener den Ausspruch, seine Stimme sey nicht melodisch und rein, und seine Aussprache nicht artikulirt genug. Um ihn indeß nicht ganz abzuschrecken, gab er ihm einen Empfehlungsbrief an Hrn. Palmer, Aufseher der Schauspielergesellschaft zu Bath; und dieser nahm ihn an, für eine Guinee wöchentlichen Gehalts. Garrick's Empfehlung machte, daß sogleich seine erste Vorstellung zu Bath sehr viel Aufsehn erregte. Er

spielte

spielte den Hamlet, und erhielt allgemeinen Beyfall. In der Folge gefiel er immer mehr, und das in ganz verschiednen Rollen, deren er beynahe dreyssig gleich im ersten Jahre, und alle mit Beyfall, spielte. Man gab ihm bald den Beynamen des Roscius von Bath. Bey dem allen ward es ihm dennoch schwer gemacht, eine Schaubühne in London zu betreten. Auch Foote fand ihn nicht geschickt genug, auf dem Haymarket-Theater zu spielen; Leake und Harris schlugen gleichfalls seine Anerbietungen aus. Endlich gelang es dem jungen Schauspieler, sich dem Londoner Publikum zu zeigen; und sich desselben Beyfall und Bewunderung zu erwerben. Vorzüglich wird er in der Rolle des Sir John Falstaff bewundert, worin er zwar Quin nicht erreichen, aber Garrick übertreffen soll.

Im Oktober wurde eine neue komische Oper, *The Quacker's Wedding*, in zwey Akten auf das Theater in Drurylane gebracht. Die Musik war von Hrn. Dibdin, und hatte mehr Verdienst, als das Stück selbst, dessen Inhalt dieser ist: Lubin, ein junger Pachter, ist in Juliane verliebt, die ihn auch wieder liebt; allein während seiner Abwesenheit, die ein Besuch seiner Familie nothwendig macht, verspricht Julianens Vater die Hand seiner Tochter einem würdigen alten Quacker, Steady, der im Dorfe sehr viel gilt. Lubin kömmt den Tag vor der angestellten Hochzeit zurück, und geräth durch die Nachricht davon ganz ausser sich. Juliane ist gleichfalls unruhig, weil sie den alten Steady zwar hochschätzen, aber nicht lieben kann. Floretta, Julianens vertraute Freundinn, hilft ihr diese Heyrath hintertreiben; Lubin wird von ihnen beredet, sich an Steady selbst zu wenden, und ihm seine gegenwärtige Lage vorzustellen, ohne jedoch die dabey interessirten Personen zu nennen. Steady findet das Verfahren des Alten, von dem ihm Lubin erzählt, daß er ein Mädchen ohne ihre Einwilligung heyrathen will, sehr unbillig, und giebt ihm einen Brief an diesen Alten, den er ihm an dem folgenden Tage, bey einer von ihm gestifteten allgemeinen Feyerlichkeit, wobey alle Einwohner des Dorfs jährlich ihre Beschwerden vortragen und abthun, überreichen soll. Lubin giebt dem Steady seinen eignen Brief, worin er ihm nun selbst seine Einwilligung, Julianen zu heyrathen ge-

geben hat. Die Hochzeit wird sogleich vollzogen; und ein Tanz und Chor macht den Beschluß des Schauspiels.

Den 21sten Oktober verlor die Englische Bühne einen ihrer größten komischen Schauspieler, Samuel Foote, der auch als Schauspieldichter grosse Verdienste hatte. Er wurde im J. 1719. zu Truro, in Kornwallien, geboren; und eben daselbst, in der Folge aber zu Oxford erzogen. Schon in seiner Jugend kam er zum Besitz eines ansehnlichen Vermögens; allein seine grosse Lebhaftigkeit, seine Geselligkeit und Verschwendung brachten ihn in wenig Jahren in Mangel und Verlegenheit. Er entschloß sich daher, Schauspieler zu werden, und Othello war, auf dem Haymarket-Theater, seine Proberolle. Nachgehends spielte er meistentheils komische Rollen, und erhielt immer mehr Beyfall. Im J. 1746. öffnete er diese Bühne zuerst als seine eigne, und erhielt 1766 die Freyheit, auf diesem Theater, so lange er lebte, vom 15. May bis zum 15. September jährlich spielen zu dürfen. In seinen Schauspielen bewundert man vornehmlich die starken und treffenden Züge, womit er seine Charaktere zu schildern weiß. Sein Dialog ist geschmeidig, leicht, und voller Witz. In seinen Scenen herrscht ungemein viel satirische Laune. Auf die Fabel seiner Stücke wandte er wenig Fleiß. Als Privatmann war er sehr edelmüthig, gefällig und dienstfertig; und dabey der

lebhafteste und angenehmste Gesellschafter. Schon seit einem Jahre empfand er eine merkliche Abnahme seiner Gesundheit; die Aerzte riethen ihm, den Winter in Paris, und in den südlichen Provinzen Frankreichs zuzubringen. Auf der Reise dahin kam er aber nur bis Dover, wo er plötzlich an einem Schlagfluß im 56sten Jahre seines Alters starb. — Eine ausführliche Lebensbeschreibung dieses Schauspielers ist neulich unter dem Titel Memoirs of the Life and writings of *Samuel Foote*, Esq; the Englifh Ariftophanes, bey dem Buchhändler Bew herausgekommen.

Auf das Theater in Conventgarden wurden während des Decembermonats drey neue Trauerspiele gebracht, von welchen wir hier nur vorläufige Anzeige, und nächstens umständliche Nachricht ertheilen. Das erste war Percy, eine Nachahmung der *Gabrielle de Vergy* von Du Belloy, und hatte die durch verschiedne witzige Schriften rühmlich bekannte Miß Hannah More zur Verfasserinn. Es ist auch schon bey Cadell gedruckt. — Das zweyte heißt *The Roman Sacrifice*, von Herrn Shirley, bisher noch ungedruckt. — Das dritte endlich, Alfred, von Hrn. Home, dem Verf. des Douglas, ist bey Becket schon im Druck heraus.

II. Ver=

II.

Vermischte Aufsätze.

I.

Ueber

Herrn Johann Hughes, Esq.

Leben und Schriften.

Johann Hughes war der Sohn eines würdigen Bürgers aus London; seine Mutter war die Tochter von Isaak Bürgess, Esq. aus einem alten bemittelten Geschlecht in Wiltshire, woselbst er, in der Stadt Marlborough, den 29sten Januar 1677. geboren wurde. Er kam frühzeitig nach London, und erlernte die Anfangsgründe der Wissenschaften in einigen von den kleinern Schulen dieser Hauptstadt; und, vermittelst der ausserordentlichen Sorgfalt seines Lehrers, den er durch seinen Fleiß noch mehr ermunterte, machten seine mannichfaltigen Kenntnisse, und die Art, wie er sie anwandte, der Privaterziehung nicht wenig Ehre. Er ward frühzeitig und gründlich mit den alten Schriftstellern bekannt, und erwarb sich dadurch einen richtigen Geschmack und eine gesunde Beurtheilung in einem Alter, worin viele, die doch zu Gelehrten bestimmt sind, beydes kaum dem Namen nach kennen. Er hatte eine schwächliche, oder wenigstens doch sehr empfindliche Leibesbeschaffenheit, die ihn vielleicht von ernsthaftern Wissenschaften abzog, und ihn geneigt machte, in der Gesellschaft jener verschwisterten Künste, der Zeichenkunst, Poesie, und Musik, diejenige

Erzö-

Ergötzung zu suchen, welche seine schwächliche Gesundheit zu einer der größten Glückseligkeiten seines Lebens machte. In seinem zwanzigsten Jahre entwarf er den Grundriß eines Trauerspiels; und ungefähr um eben die Zeit übersetzte er eine der berühmtesten, aber auch der schwersten, Horazischen Oden, ins Englische, in einer Manier, und mit einer Leichtigkeit, welche wahres Genie verriethen. Seine Bekanntschaft mit den Musen machte ihn gegen Geschäfte nicht abgeneigt. Er hatte eine Stelle beym Kriegsdepartement, und war Sekretär bey verschiednen Kommissionen, die von dem Großsiegelamte zur Verkaufung verschiedner Ländereyen angestellt wurden, um die königlichen Rheden und Schifswerfte, zu Portsmouth, Chatham und Harwich, desto besser in Sicherheit zu stellen. Er fuhr indeß doch immer fort, seinem natürlichen Hange zu den Wissenschaften zu folgen, und erwarb sich noch ausser seiner gründlichen Kenntniß der gelehrten Sprachen, eine eben so vertraute Bekanntschaft mit den neuern. Das erste öffentliche Zeugniß seines poetischen Genies war ein Gedicht auf den Ryswikischen Friedensschluß, welches im J. 1697. erschien, und mit ungemeinem Beyfall aufgenommen wurde, dergleichen ein junger zwanzigjähriger Dichter selten zu erhalten, und auch sehr selten zu verdienen pflegt. Man läßt seinen Verdiensten bloß Gerechtigkeit widerfahren, wenn man sagt, daß jenes Gedicht schön und lebhaft geschrieben war, und diejenigen Eigenschaften an sich hatte, die nur selten beysammen

men sind, und worin dennoch das grosse Verdienst seiner Schriften besteht: Leichtigkeit und Genauigkeit. Der Beyfall, den dieses Gedicht erhielt, munterte ihn zu neuen Versuchen auf; und im J. 1699. schrieb er seinen *Court of Neptune*, auf die Rückkehr Königs Wilhelm aus Holland, welches er an Karl Montague, Esq. nachmaligen Grafen von Halifax richtete, welcher damals ein vorzüglicher Beschützer der Musen war. Durch dieses Gedicht behauptete er nicht nur seinen schon erlangten Ruhm, sondern vermehrte denselben noch. Stärke der Empfindung, und eine leichte Versifikation, ertheilten den Reizen einer poetischen Phantasie, die schon allein seinem Gedichte Beyfall verschaft hätte, noch grössern Glanz und Vorzug. Er schrieb in eben dem Jahre eine Ode auf den Geburtstag des Herzogs von Gloucester.

Man findet oft, daß Schriftsteller, die in Versen vortreflich sind, in prosaischen Aufsätzen weniger Glück haben; dieß war aber bey dem unsrigen der Fall nicht. Er war sehr zum Nachdenken aufgelegt, studirte die Fähigkeiten des menschlichen Verstandes, und machte so tiefe und merkwürdige Betrachtungen über die Verirrungen, welchen derselbe unterworfen ist, daß man ihn als einen der geschicktesten und unterhaltendsten unter den Englischen Verfassern einzelner Aufsätze ansehen kann. Vermuthlich sein erster Versuch, oder wenigstens doch einer von den ersten seiner Aufsätze dieser Art, ist wirklich erstaunenswürdig, wenn man bedenkt, daß er damals, als

er ihn schrieb, erst vier und zwanzig Jahr alt war. Er handelt von dem Vergnügen, getäuscht zu werden. Er fuhr fort, seine Nebenstunden auf Uebersetzung und Nachahmung der Alten, besonders des Horaz, zu wenden, dessen Genie er mit Recht bewunderte, und dessen Gedichte er vollkommen verstand.

Im J. 1703. wurde seine Ode zum Lobe der Musik in Stationers-Hall mit grossem Beyfall aufgeführt. Die besten Kenner urtheilten, daß er in dieser Gattung, die eine der schwersten ist, ungemein glücklich gewesen sey; und wie sein Verdienst in diesem Stücke so groß war, so kann man es zugleich für ein Glück ansehen, daß seine musikalischen Gedichte von den besten Englischen Komponisten in Musik gesetzt sind, von dem berühmten Daniel Purcell, Dr. Pepusch, Hrn. Galliard, Händel, u. s. f. Man wird sich über seinen guten Erfolg in dieser Dichtungsart weniger wundern, wenn man die gründliche und einsichtsvolle Theorie kennt, welche er in der Vorrede zu den sechs Kantaten vorgetragen hat, die Dr. Pepusch in Musik setzte, und, ohne Namen des Verfassers, herausgab. Er giebt darin eine so deutliche, und zugleich so kurzgefaßte Erklärung von den wahren Grundsätzen dieser Dichtungsart, daß man keinen bessern Beweis von seiner kritischen Geschicklichkeit sowohl, noch von derjenigen Aufrichtigkeit verlangen kann, mit welcher er seinen Lesern dasjenige mittheilte, was ein Dichter von eingeschränkterer Denkungsart, als ein grosses Geheimniß der Kunst, würde für

sich

sich behalten haben. Seine grosse Liebe zur Musik brachte ihn zu einer genauen Bekanntschaft mit den Italiänischen Schriftstellern; und dieß bewog die Verleger einer neuen Uebersetzung des berühmten Werks von Boccalini, sich an ihn wegen Durchsicht dieser Uebersetzung und einer Vorrede zu wenden.

Bald hernach verfertigte er die Vorrede zu der grossen Sammlung der Geschichte von England, einer Arbeit verschiedner Verfasser, die den Titel einer Vollständigen Geschichte von England hat, und gemeiniglich, weil Dr. Kennet den dritten Band verfertigte, Kennet's Historie heißt. Diese Vorrede wurde, da sie herauskam, sehr hoch geschätzt, und giebt unstreitig eine so deutliche, so hinreichende, und so unpartheyische Nachricht von den in dieser Sammlung enthaltnen Geschichtschreibern, als man nur immer verlangen kann; und das in einer sehr angenehmen und natürlichen Schreibart, die aber auch zugleich Hrn. Hughes so eigenthümlich ist, daß man schwerlich eine Einleitung dieser Art wird nennen können, die mit dieser hier in Vergleichung zu setzen wäre.

Im folgenden Jahre bey der Beerdigung des Herzogs von Devonshire, d. 18. Aug. 1707, verfertigte er eine Ode, die in Musik gesetzt wurde, dem Andenken des Herzogs zu Ehren in einem Dialog zwischen Britannia und Augusta; die Rolle der erstern sang Signora Margarita, und der letztern die berühmte Mistreß Tofts. Man kann leicht begreifen, wie schwer es gewesen

seyn

seyn muß, ein solches Gedicht, fast ohne alles vorgängiges Muster, und bey der größten Erwartung, die Jedermann sich davon machte, zu verfertigen; und dennoch wird ein Jeder, der dieß Gedicht liest, nicht daran zweifeln, daß es seinem Zweck völlig Gnüge thut.

Die gute Aufnahme der Uebersetzung des Boccalini veranlaßte die Bekanntmachung einer andern von einer der besten Schriften des berühmten Fontenelle, die Hr. Hughes zu seinem Vergnügen übersetzt, und sechs Jahre lang bey sich verwahrt hatte, itzt aber durch den Druck bekannt werden ließ. In dieser Uebersetzung ist der Sinn des Verfassers deutlich und glücklich ausgedrückt, und mit solch einem Grade von Freyheit und Lebhaftigkeit, daß sie für ein Original hätte gelten können, wenn Fontenellens Ruhm minder ausgebreitet gewesen wäre. Seine zahlreichen prosaischen und poetischen Aufsätze, sein untadelhafter Ruf, und seine exemplarische Rechtschaffenheit und Bescheidenheit, hatten ihn um diese Zeit nicht nur mit den angesehensten Mitgliedern der gelehrten Republik bekannt gemacht, als, mit Herrn Addison, Congreve, Pope, Southerne, Rowe, und vielen andern; sondern auch mit einigen der größten Männer des Königreichs, und unter diesen mit Thomas, Grafen, und nachmaligen Marquis von Wharton, welcher seine Achtung gegen Hrn. Hughes dadurch an den Tag legte, daß er sich erbot, ihn mit sich zu nehmen, und für ihn zu sorgen, als er zum Lord Statthalter von Irland ernannt wurde. Da er sich indeß

auf

auf die Versprechungen eines andern grossen Mannes verließ, der ihn zu Hause angenehmer zu versorgen Willens war; so schlug er diesen verbindlichen Antrag aus, und zog sich dadurch, als seine Hoffnung fehl schlug, einige Unruhe und Verlegenheit zu, ob er gleich nichts von einer eingeschränkten und eigennützigen Denkungsart an sich hatte. Er beschäftigte sich um diese Zeit mit der Uebersetzung eines Lustspiels von Moliere, die er mit Einsicht und Lebhaftigkeit verfertigte, und gewann diesen vortreflichen komischen Schriftsteller so lieb, daß er in seinen Nebenstunden verschiedne Scenen aus demselben ins Englische übersetzte.

Sein Freund, Herr, nachmals Sir Richard Steele, hatte damals seine angenehme Wochenschrift, den Tatler, angefangen; und Hr. Hughes lieferte Beyträge dazu, wie hernach zum Spectator. Im J. 1712. übersetzte er des Abts Vertot Revolutionen in Portugal, und lieferte dadurch dem Englischen Leser ein merkwürdiges historisches Werk, welches in einer sehr eigenthümlichen Manier, und mit gleicher Lebhaftigkeit der Gedanken und Schreibart abgefaßt ist. Er ließ demselben so sehr Gerechtigkeit widerfahren, daß die Uebersetzung in England eben so viel Beyfall fand, als das Werk selbst in Frankreich erhalten hatte. Der berühmte Addison, den man eben so sehr für einen vortreflichen Dichter, als für einen einsichtvollen Kunstrichter schätzte, hatte gegen seine Verdienste sehr viel Achtung, und von denselben eine sehr grosse Meynung; und da er

an ihm ein zu grosses Mißtrauen gegen sich selbst wahrnahm, so drang er sehr in ihn, eine Ode an den Weltschöpfer bekannt zu machen, welche er nach den Fragmenten des Orpheus verfertigt hatte, und die er für ungemein dienlich hielt, den Gemüthern seiner Leser eine vernünftige und erhabene Frömmigkeit einzuflössen. Aus Achtung gegen das Urtheil dieses grossen Mannes machte Hr. Hughes dieß vortrefliche Stück bekannt; und sein Freund vereinigte seine Stimme mit dem Beyfall des Publikum, welches die Welt sehr vortheilhaft für ein Gedicht einnahm, das schon vorhin den Privatbeyfall dieses Mannes erhalten hatte. In eben dem Jahre brachte er seine Oper, Calypso und Telemach, auf die Bühne, für welche er, unter dem Schutze des Herzogs von Hamilton, eine beträchtliche Unterzeichnung zusammenbrachte; denn Hr. Hughes erwarb sich durch seine Verdienste und Bescheidenheit Freunde von allen Parthenen. Die Italiäner wurden dadurch in Bewegung gesetzt; und als diese Oper eben auf das Haymarkts-Theater gebracht werden sollte, bewirkten sie von dem damaligen Lord Kämmerer, dem Herzoge von Shrewsbury, einen Befehl, sie entweder zu den gewöhnlichen Preisen, oder gar nicht, aufzuführen. Ungeachtet dieser Verdrießlichkeit wurde sie indeß doch gespielt, und zwar mit Beyfall, wodurch die Meynung ihres Verfassers völlig gerechtfertigt wurde, daß die Englische Sprache zwar nicht so sanft, aber doch der Harmonie eben so fähig ist, als die Italiänische. Er hatte die Ehre, ausser dem Beyfall

fall des Publikum, auch das Urtheil der geschicktesten Kunstrichter auf seiner Seite zu haben, und, was ihm vorzüglich erwünscht seyn mußte, das öffentliche Zeugniß Addison's.

Aus dem Vorberichte zum Guardian sieht man, daß Hr. Hughes, unter den übrigen vornehmsten witzigen Köpfen und guten Schriftstellern dieser Zeit nicht wenig zur Unterstützung dieses eben so angenehmen als nützlichen Werks beygetragen habe; wir haben indeß keine Nachricht von den einzelnen Stücken, die er verfertigt hat, eins ausgenommen, welches sehr einsichtvolle Anmerkungen über das Trauerspiel Othello enthält, worin die Schönheiten und Mängel dieses treflichen Stücks kritisch und unpartheyisch aus einander gesetzt werden. Unter den übrigen Entwürfen, welche der Buchhändler Tonson, bey seiner Bekanntschaft mit den damaligen witzigsten Köpfen, im Sinn hatte, war auch eine Englische Uebersetzung vom Lukan. Er wandte sich in dieser Absicht natürlicherweise an Hrn. Hughes, der, auf sein Verlangen, das zehnte Buch sehr schön übersetzte; indeß wurde dieses Vorhaben, wegen eines oder andern Hindernisses, wieder aufgegeben; und Hr. Rowe übernahm und vollendete nachgehends die Uebersetzung des Ganzen, ob er gleich vor ihrer Bekanntmachung starb.

So wie die Welt Hrn. Addison die oben erwähnte erhabene Ode zu verdanken hatte; so weiß man auch gewiß, daß sie es Hrn. Hughes zu danken gehabt hat, daß er seinen Freund, ungeachtet andrer Urtheile, unter denen selbst die Mey-

nung eines der besten und einsichtvollsten Kunstrichter war, dahin vermochte, daß er sein Trauerspiel, Kato, aufs Theater brachte.

Seine folgende Arbeit, welche die Aufmerksamkeit des Publikum auf sich zog, war seine Ausgabe von Spenser's Werken, welche die Liebhaber der Englischen Geschichte sowohl als Poesie längst gewünscht hatten, und welches von unserm Schriftsteller mit Sorgfalt und Einsicht ausgeführt, und von dem Publikum vollkommen wohl aufgenommen wurde. Wirklich war auch damals keiner dieser Unternehmung mehr gewachsen; und auf der andern Seite fand sich wahrscheinlicherweise keine Unternehmung, die ihm angenehmer hätte seyn können. Spenser und Hughes scheinen durch ihr Genie mit einander verwandt zu seyn. Beyde grosse Dichter, beyde ihrer strengen Moral wegen merkwürdig, beyde von patriotischer Denkungsart, beyde beliebt bey den Grossen, und doch beyde dem Glücke nicht sehr verpflichtet. Es war ein vortheilhafter Umstand für Spenser's Andenken, daß die Wiedererweckung und Erläuterung seiner Schriften einem Manne von so vieler Redlichkeit und Geschicklichkeit in die Hände gerieth. Es muß eine sehr angenehme Arbeit für Hrn. Hughes gewesen seyn, den Sinn eines so würdigen Mannes wiederherzustellen, seinen Ruhm aufs neue ins Licht zu setzen, sein Grabmal zu erneuern, und es mit frischen Blumenkränzen zu schmücken. Der Geist und Geschmack, womit er sein Amt als Herausgeber

verrichtete, sind unwidersprechliche Beweise alles dessen, was wir zu seinem Lobe gesagt haben.

In dem nämlichen Jahre erschien sein Apoll und Daphne auf der Bühne, an dessen Schicksal sein Freund, Sir Richard Steele, sehr viel Antheil nahm. Ihre Bekantschaft hatte lange gewährt; und wir können es zur Ehre des Hrn. Hughes anmerken, daß er sehr leicht Freunde gewann, und sie auch sehr selten wieder verlor. Er stand bey Herrn Pope nicht weniger in Gunst, von dem er eine sehr hohe Meynung hatte, und für den er, in Ansehung der Aufnahme seines Homers, freundschaftlich und edelmüthig besorgt war. Hr. Pope nahm dieß, seiner Denkungsart gemäß, mit gehöriger Dankbarkeit und Achtung auf, wie man aus seinen eignen Briefen sehr deutlich sieht.

Hr. Hughes lebte gleichfalls in einer beständigen Freundschaft und Vertraulichkeit mit Hrn. Rowe; und aller Wahrscheinlichkeit nach verfertigte er ihm zu Gefallen die Neujahrsode auf das Jahr 1717. In diesem Jahre bestellte ihn der Graf Cowper, dem er erst vor kurzem bekannt geworden war, zum Sekretair der Friedenscommissionen; eine ehrenvolle und ganz einträgliche Bedienung; auch gab er ihm ausserdem viele andre Merkmale seiner Gunst und Freundschaft. Hr. Hughes erwiederte dieselben mit allen möglichen Beweisen der ehrerbietigsten Dankbarkeit, wie man aus verschiednen an diesen vornehmen Herrn gerichteten Gedichten sieht, dessen Sorgfalt für das Beste des Hrn. Hughes so groß war,

daß er bey der Niederlegung seiner Stelle in einem Briefe, wovon jener selbst Ueberbringer war, den Lord Parker, nachmaligen Grafen von Macclesfield, ersuchte, ihn in der Bedienung zu lassen, die er von ihm erhalten hatte. Dieß that der Graf, der gleichfalls ein wahrer Liebhaber der Gelehrsamkeit war, sehr gerne; und auch ihm widmete unser Schriftsteller aus Dankbarkeit ein Gedicht, welches der ihm erwiesenen Gewogenheit völlig würdig war. Um diese Zeit ließ er eine kleine sehr sonderbare Schrift drucken, unter dem Titel: „Charon, oder, das Fährschiff, ein Traumgesicht.“ Dieß, und Hrn. Walsh's Aeskulapius, oder, das Narrenhospital, hat man allemal so hoch geschätzt, als irgend ein Ueberbleibsel des Alterthums.

Seine Glücksumstände waren nun sehr gut; aber seine Gesundheit, die niemals stark gewesen war, wurde von Tage zu Tage schlimmer; denn seine eigentliche Krankheit bestand in einer langwierigen unheilbaren Auszehrung. Zum Glück aber hatte die Abnahme seines Körpers auf seine Seele und Gemüthsfassung keinen Einfluß. Eben die Heiterkeit, eben die Sanftmuth, eben die Gutherzigkeit und Wärme der Freundschaft, eben die Gründlichkeit des Verstandes, behielt er bis auf den letzten Augenblick. Sir Gottfried Kneller, mit dem er lange schon sehr vertraut gewesen war, mahlte sein Bildniß, welches Hr. Hughes, wenig Wochen vor seinem Tode, dem Grafen Cowper überschickte, der ihm dagegen einen sehr zärtlichen Brief schrieb. Dieß war nicht der

letzte Beweis seiner Dankbarkeit gegen den Grafen; denn noch zehn Tage vor seinem Tode verfertigte er die Zuschrift seines letzten Werks, welche so geistvoll, leicht, und genau geschrieben war, als irgend etwas, das jemals aus seiner Feder kam; und dieß war seine letzte Erkenntlichkeit für die Güte seines Gönners. Sein letztes Werk war sein Trauerspiel: die Belagerung von Damaskus, welches die Erhabenheit der Gesinnungen, die Korrektheit der Sprache, die Schicklichkeit der Charaktere, die pathetischen Gemählde der Leidenschaft, und die einsichtvolle Vertheilung des Ganzen, der letzten Sorgfalt eines so trefflichen Dichters und so guten Mannes würdig machen. Es wurde den 17. Februar, 1720, auf die Bühne gebracht, gerade an dem Sterbetage seines Verfassers, und erhielt den größten Beyfall. Sehr wenige Schauspiele haben so sehr gefallen, als dieses; und das ist desto merkwürdiger, wenn man bedenkt, daß der Verfasser der Vorstellung desselben nicht mit beywohnen, noch den Schauspielern vorläufig diejenigen Anweisungen ertheilen konnte, die keiner sonst, als er, zu geben im Stande war. Dem ungeachtet erhielt es schon damals vielen Beyfall, und hat sich seitdem beständig darin erhalten. Es gefällt der Menge sowohl, als den Kennern, und eben so sehr beym Lesen, als bey der Aufführung. Bey der ersten Vorstellung wurde eine Scene im dritten Aufzuge vorzüglich bemerkt, wo die Betrachtungen über den Tod gleich feyerlich und pathetisch sind. Kaled, der das Heer der Sarazenen

anführt, redet den Phocyas, den Helden des Stücks, mit folgenden Worten an:

— — Du hast noch Eine Stunde
Zu leben; bist du klug, so kannst du noch
Die Frist verlängern — aber bist du's nicht,
So ... Lebe wohl, und denk' an deinen Tod!

Phocyas.

Leb wohl, und denk' an deinen Tod? — — So wars doch?
Wie? predigen denn Mörder Sittlichkeit!
Und kann man denken, was die Lebenden
Nicht kennen; was der Todte nicht zu sagen
Vermag, nicht sagen darf? — Was bist du denn,
Geheimnißvolles, grosses Schreckenbild?
Wir kennen wohl den Weg zu dir: die Seuche,
Schwert, Hunger, Feuer, und die immer offnen
Vielfachen Pforten, Tag und Nacht bereit,
Uns einzunehmen; — — Aber, was ist jenseits? —
Wer zieht den Schleyer weg? — Nein, dort auch ist
Der Tod nicht — Nein! er ist ein Augenblick,
Ein enger Abstand zwischen sterblichem
Und sterbenlosem Daseyn — — Unser Denken
Ist ihm ein Spott! — Diesseits ist alles Leben;
Und haben wirs erreicht; dann ists dem Denken
Sogleich entwischt! — O! wär' es weiter nichts,
Als Schmerzen, Bängungen, und herber Kampf,
Wenn Leib und Seele scheiden; o! so hätt'
Ichs schon gefühlt, und dürfte nichts mehr fürchten!

Sir Richard Steele wandte diese Scene auf den Tod des Verfassers an, der beynahe zu eben der Zeit starb, da sie gespielt wurde, in einem Aufsatze, welchen er seinem Andenken widmete. Ausserdem wurden auf seinen Tod verschiedne schö-

ne

ne Verse von einer ungenannten Dame von Wilhelm Cowper, Wilhelm Duncombe, Johann Bunce, Esqrs. und andern Freunden verfertigt. Und so, wie keiner mit grösserm Rechte beklagt zu werden verdiente, so wurde auch keiner schmerzlicher beklagt, als Herr Hughes.

Nach seinem Tode wurde eine philosophische Ode von ihm, die Ekstase, gedruckt, worin ein sehr feines Kompliment an Sir Isaak Newton befindlich ist; und das Ganze, welches aus eilf Strophen besteht, verdient den besten Oden in Englischer Sprache an die Seite gesetzt zu werden.

Seine einzige Schwester, ein sehr verständiges und liebenswürdiges Frauenzimmer, heyrathete im J. 1726. Hrn. Wilhelm Duncombe, Esq. den jüngern Bruder von Johann Duncombe, aus Stocks, in der Grafschaft Hertford, Esq; welcher der Herausgeber von Hrn. Hughes's Werken ist, die er dem itzigen Grafen Cowper zueignete. Er fügte bey dieser Ausgabe zu den schon vorhin gedruckten Gedichten noch einige andre hinzu, welche sich in den Händen eines vertrauten Freundes des Verfassers, Alexanders Strahan, Esq; befanden, dem das Publikum die sechs ersten Bücher von Virgils Aeneide in Miltonschen Versen zu danken hat. Frau Duncombe starb im J. 1735, und hinterließ einen einzigen Sohn, den ehrwürdigen Herrn Johann Duncombe, Magister der freyen Künste.

Hr. Hughes war mehr bemüht, Ruhm zu verdienen, als ehrsüchtig, ihn zu haben. Er

liebte von Natur das Studiren, und besaß, bey einem grossen Genie, ungemein viel Fleiß, einen sehr feinen Geschmack, eine sehr richtige Beurtheilung; und doch war er, bey allen diesen Eigenschaften, bescheiden, und sogar im erstaunlichen Grade, mißtrauisch gegen sich selbst. Dieß verhinderte ihn, manche schätzbare poetische und prosaische Stücke zu sammeln oder herauszugeben. Wie vertraut er mit den Alten bekannt war, und welch einen guten Gebrauch er von dieser Bekanntschaft machte, sieht man aus seinen Uebersetzungen und Nachahmungen des Orpheus, Tyrtäus, Pindar, Anakreon, und Euripides, unter den Griechen; und des Horaz, Ovid, Lukan, und Klaudian, unter den Römern. Indeß war er doch von keinen Vorurtheilen wider die Neuern eingenommen; er übersetzte auch aus dem Französischen; und seine Geburt der Rose, aus einem Dichter dieser Nation, ist nicht das schlechteste Stück unter seinen Werken. Seine vorzügliche Geschicklichkeit in der Musik gab ihm solch einen Vorzug vor andern Dichtern, daß er vielleicht, bey gehöriger Aufmunterung, die Englische Oper zu eben der Höhe, wie die Italiänische, hätte bringen können. Sein Talent zur lyrischen Poesie wurde mit Recht bewundert; und sein Trauerspiel, die Belagerung von Damaskus, war ein Beweis, daß Schmerz und Krankheit das Feuer seines Genies nicht dämpfen, noch ihn verhindern konnten, so lange er lebte, Proben davon zu geben. Er schrieb nicht viel; wenigstens ließ er nicht viel drucken; wenn man aber bedenkt, daß

er fast sein ganzes Leben hindurch kränklich war, daß seine Geschäfte ihn oft vom Studiren abhielten, und daß er erst zwey und vierzig Jahr alt war, da er starb; und dann zugleich erwägt, wie korrekt alle seine Schriften waren; so muß man vielmehr sagen, daß er sehr viel geschrieben hat. Als Kunstrichter war er wenigstens eben so schätzbar, wie er als Dichter war; am schätzbarsten aber als Mensch und Christ. Seine Religion war aufrichtig ohne Härte; seine Sitten waren strenge, aber nicht unfreundlich; sein Umgang war eben so lehrreich, als angenehm. Alles von ihm sagen zu wollen, was er verdiente, würde ein schweres Unternehmen seyn. Genug, der Mann, den der Bischof von Winchester als Freund hochschätzte, der Mann, den Addison als Dichter bewunderte, der Mann, dessen Gutherzigkeit und Rechtschaffenheit Pope verehrte — konnte kein gewöhnlicher Mann seyn.

2.

Skizze einer Geschichte der äussern Sitten.

In einer Folge von Briefen.

Beschluß.

Vierter Brief.

Die Sitten in Europa waren vor der Wiederherstellung der Wissenschaften nicht minder rauh, als

als grausam. In den Verordnungen Karls des Grossen wird es den Richtern verboten, anders, als des Morgens, mit leeren Magen, Gericht zu halten. Man muß fast daraus schliessen, daß sich die Leute zur damaligen Zeit nicht schämten, selbst in einer gerichtlichen Versammlung, betrunken zu erscheinen. Es war sowohl in Frankreich als Italien gebräuchlich, zum Spaß alle liederlichen Weibsbilder in der Nachbarschaft zusammen zu bringen, und sie mit einander in die Wette laufen zu lassen. Verschiedne Lehnsverordnungen beweisen es, daß die damaligen Sitten niedrig und rauh waren. Struve gedenkt einer solchen Verordnung, wodurch der Vasall gehalten war, am Geburtstage seines Herrn vor ihm zu tanzen, und die unanständigsten Dinge zu verrichten. Um eben die Zeit war das Urtheil des Paris ein Lieblingsschauspiel; drey faselnackte Weiber stellten die drey Gottheiten, Juno, Venus, und Minerva, vor. Ekelnamen die vor nicht langer Zeit noch üblich waren, sind ein Beweis von eben dieser Rauhigkeit der Sitten; denn Jemanden einen Ekelnamen geben, heißt, ihm mit verachtungsvoller Vertraulichkeit begegnen. Im dreyzehnten Jahrhunderte weigerten sich viele Geistliche, das Abendmahl zu reichen, wenn man sie nicht dafür bezahlte.

Das Fluchen, als eine Ausfüllung der Rede, ist ein heftiges Symptom rauher und wilder Sitten. Dergleichen Fluchen ist bey allen barbarischen Völkern gebräuchlich. Selbst die Weiber fluchen beym Plautus nach Herzenslust. Es

war in Spanien und Frankreich durchgehends üblich, bis es durch feinere Sitten verbannt wurde. Unsre Königinn Elisabeth war stark darinn; und der Englische Pöbel, der roher ist, als seine Nachbarn, wird von Ausländern wegen dieser Unart getadelt. Wenn das Schwören gleich, um eine Aussage zu bekräftigen, an sich nicht unmoralisch ist; so ist es doch in seinen Folgen schädlich, indem geweihte Namen dadurch allzu gemein werden. Umsonst sind Parlamentsakten wider das Fluchen abgefaßt; es ist leicht, der Strafe zu entgehen, wenn man neue Flüche münzt; und, da dieß Laster von einer zu lebhaften Fassung der Seele, oft auch vom Rausche, herrührt, so weiß man schon, daß sich Leute in diesem Zustande aus der Straffälligkeit nichts machen. Feinere Sitten sind das einzige wirksame Mittel wider diese Krankheit.

Wenn ein Volk anfängt, seine Barbarey zu verlassen; so tritt laute Fröhlichkeit und rauher Scherz in die Stelle des Unmuths und der Nachgier. Etwa vor hundert Jahren, pflegten die Bedienten und Aufwärter bey den gerichtlichen Sitzungen in Schottland am letzten Tage eines jeden Termins in schwärmerische Lustigkeit und Getümmel auszubrechen, und Säcke, Staub, Sand, oder Steine, um sich her zu werfen. Zum Beweise dieser unordentlichen Gewohnheit dient ein eigner Befehl des Hofes, welcher dieselbe bey schwerer Strafe verbietet, als eine Unehre für das Gericht, und eine Beleidigung der an einem solchen Orte erfoderlichen Sittsamkeit.

Man

Man kannte keine Gasthöfe in Deutschland; und noch bis itzt weiß man in den entlegensten Gegenden der Hochländer von Schottland nichts davon; aber aus einem entgegenstehenden Grunde, weil nämlich die Gastfreyheit unter den alten Deutschen sehr gewöhnlich war, und unter unsern Hochländern noch itzt so gewöhnlich ist, daß ein Landedelmann es übel nimmt, wenn ein Fremder sein Haus vorbeygeht. Bey einer Zusammenkunft Franz I. von Frankreich, und Heinrichs VIII. von England, hielten die beyden Könige, unter andern Schauspielen und Lustbarkeiten, ein Wettringen. Vergassen sie, daß sie regierende Herren waren?

Man sollte denken, der Krieg sey ein zu rauher Boden für den Wachsthum der Sittenverbesserung; und doch ist dieser Boden nicht immer darin unfruchtbar. Der Krieg zwischen zwey kleinen Völkerschaften ist heftig und grausam; aber ein grosser Staat mildert den Unwillen, indem er denselben nicht gegen einzelne Personen, sondern gegen den Staat überhaupt richtet. Wir kennen keine andern Feinde, als die, welche bewaffnet sind; wir haben keinen Unwillen gegen andre, sondern finden vielmehr ein Vergnügen daran, freundlich mit ihnen umzugehen. Wenn also Wildheit und Grausamkeit im Kriege nur wenig einzelne Personen zu ihren Gegenständen haben, so hören sie natürlicherweise von selbst auf; und die Großmuth, statt ihrer, verwandelt Krieger aus Unmenschen in Helden. Vor einiger Zeit war es in Frankreich gewöhnlich, ein Gefecht zu

fodern;

fodern; und es wurde für entehrend gehalten, es zu versagen, so ungleich auch beyde Partheyen seyn mochten. Hier war Heldenmuth ohne Klugheit; es ist aber bey jeder Reformation natürlich, von Einer Uebertreibung auf die andre zu gerathen. So lange der König von England noch Besitzungen in Frankreich hatte, war ein beständiger Krieg zwischen diesen beyden Völkern, der gemeiniglich großmüthiger geführt wurde, als es sonst zwischen verjährten Feinden gewöhnlich ist. Es ward zur Gewohnheit, daß man Gefangenen, blos auf das Versprechen, mit ihrem Lösegelde an einem bestimmten Tage zurück zu kehren, die Freyheit gab. Eben dieß war auch in den Gränzstreitigkeiten zwischen den Engländern und Schottländern gebräuchlich, ehe sie unter Einem Monarchen vereinigt wurden. Beyde Partheyen fanden in diesem rühmlichen Betragen gleich sehr ihre Rechnung. Edward Prinz von Wallis machte, in einer förmlichen Schlacht wider die Franzosen, den berühmten Bertrand du Guesclin zum Gefangnen. Er weigerte sich lange, Lösegeld anzunehmen; da er aber hörte, daß man einander ins Ohr sagte, er fürchte sich vor diesem Helden, so gab er ihm augenblicklich ohne Lösegeld seine Freyheit. Man wird dieß vielleicht für unpolitisch und wunderlich halten; aber ist denn die Liebe zum Ruhm weniger lobenswürdig, als Liebe zur Eroberung? Der Herzog von Guise, der die Schlacht bey Dreux gewann, blieb die ganze Nacht auf dem Schlachtfelde, und gab dem Prinzen von Condé, seinem Gefangnen, die

Hälfte seines Bettes, worauf sie als Brüder lagen. Der Ritter Bayard, Befehlshaber der Französischen Armee im J. 1524, war beym Rückzuge von den Kaiserlichen tödtlich verwundet, und stellte sich unter einen Baum, das Angesicht noch immer gegen den Feind gerichtet. Der Marquis von Pescara, General der Kaiserlichen Truppen, fand ihn todt in dieser Stellung, und betrug sich gegen ihn, als ein edelmüthiger Feind; er ließ seinen Körper einbalsamiren, und schickte ihn auf die ehrenvollste Art an seine Verwandten. Großmuth und Heldenmuth, die allemal nothwendig mit Wohlwollen vergesellschaftet sind, können nicht mit Grausamkeit, Meyneid, oder irgend einer andern feindseligen Leidenschaft bestehen. Niemals wurde der Edelmuth im Kriege weiter getrieben, als bey den Englischen und Schottischen Gränzstreitigkeiten, ehe die Kronen vereinigt waren. Die Nacht nach der Schlacht bey Otterburn lagen die Sieger und die Besiegten durch einander in einerley Lager, ohne die mindeste Gefahr von einander zu befürchten. Das Betragen der alten Krieger war von ganz andrer Art. Homers Held ist zwar allen an körperlicher Stärke überlegen; und doch macht er sich jeden Vortheil von seinem Feinde zu Nutze, und fühlt niemals weder Mitleid noch Reue. Es war die Kriegspolitik der Griechen und Römer, den Staat durch Plünderung seines Gebiets zu schwächen, und seine Unterthanen zu vertilgen. Unter uns herrscht Menschlichkeit, selbst im Kriege. Unbewafnete sind sicher; und schon dadurch wird viel

unschul-

unschuldiges Blut gespart. Gefangene wurden gegen Erlegung eines Lösegeldes in Freyheit gesetzt; und, durch neuere Sittenverbesserung, hat man auch diese Gewohnheit, als zu feil und kaufmännisch, fahren lassen, und dagegen eine anständigere, nämlich die Auswechselung der Gefangenen, eingeführt. Man trieb die Menschlichkeit in unserm lezten Kriege mit Frankreich noch höher, indem der Herzog von Noailles, und der Graf von Stair mit einander einen Vergleich trafen, daß die Hospitäler für die kranken und verwundeten Soldaten vor allen Feindseligkeiten sicher seyn sollten. Die Menschlichkeit des Herzogs von Randan, in eben diesem Kriege, unterscheidet sich selbst in unserm Zeitalter ungemein, und ist ein merkwürdiges Beyspiel der Menschlichkeit gegen Feinde. Als die Französischen Kriegsvölker genöthigt waren, ihre gemachten Eroberungen im Churfürstenthum Hannover wieder zu räumen, steckten ihre Generale überall ihre Magazine in Brand, und plünderten die Dörfer. Der Herzog von Randan, der in der Stadt Hannover das Kommando hatte, sezte den Magistrat in Besitz seiner Magazine, und verlangte von ihm, daß er den darin befindlichen Vorrath unter die Armen vertheilen sollte; er war auch ausserdem noch äusserst wachsam, um seine Soldaten an Verübung aller Gewaltthätigkeiten zu hindern. Die Nothwendigkeit, Städte zu befestigen, um die Unschuldigen und Wehrlosen vor dem Verderben zu schützen, ist ein überzeugender Beweis von der wilden Grausamkeit, die vormals

mals herrschte. Durch die immer grössere Verbreitung der Menschlichkeit sind dergleichen Befestigungen minder häufig geworden; und sie dienen itzt nur bloß noch zur Schutzwehr gegen feindliche Anfälle, in welcher Absicht eine kleine Befestigung, wenn sie nur für die Besatzung hinreicht, gar sehr den Vorzug verdient, indem sie sich mit geringern Kosten bauen läßt, und man dabey bloß für den Unterhalt der Besatzung zu sorgen hat.

Die Verfolgung hat einen starken Einfluß auf die Sitten. Das Verfahren der Inquisition setzt die Inquisitoren in Stand, jeden, den sie wollen, unglücklich zu machen. Ein Beklagter wird nicht mit dem Kläger zusammengestellt; jede Art von Anklage ist willkommen, und das von Jedermann. Ein Kind, eine gemeine Weibsperson, ein verrufener Bösewicht, sind vollgültige Zeugen. Ein Sohn wird gezwungen, gegen seinen Vater, und eine Frau gegen ihren Mann die Klagbeweise zu führen. Selbst die Beklagten werden genöthigt, sich selbst zu beschuldigen, indem sie errathen müssen, was für eines Verbrechens man sie schuldig befunden hat. Dergleichen haßerfülltes, grausames, und tyrannisches Verfahren machte ganz Spanien zittern; Jedermann ward gegen seinen Nachbar, ja selbst gegen seine Familie, mißtrauisch; aller Freundschaft und gesellschaftlichen Freyheit ward dadurch völlig ein Ende gemacht. Daher die Ernsthaftigkeit und Zurückhaltung eines Volks, welches von Natur alle Lebhaftigkeit eines gemässigten Himmels-

melsstrichs und eines ergiebigen Landes hat. Daher die tiefe Unwissenheit dieses Volks, indeß andre Europäische Völker in jeder Wissenschaft und Kunst täglich weiter kommen. Die menschliche Natur wird aufs tiefste erniedrigt, wenn sie vom Aberglauben, mit Gewalt bekleidet, beherrscht wird.

Wir kommen itzt auf einen andern wichtigen Punkt in der Geschichte der Sitten, nämlich auf die Selbstliebe und Geselligkeit unsrer Natur, welche einen grossen Einfluß in die Sitten haben. Selbstliebe ist unter den Wilden herrschend, weil dieselbe körperliches Vergnügen zum vornehmsten Gegenstand hat, und jeder Wilde dafür äusserst empfindlich ist. Wohlwollen und liebreiche Zuneigung sind für einen Wilden zu fein, wenn sie nicht von der einfachsten Art sind, wie die Bande des Bluts. So lange man keine künstliche Bedürfnisse nicht kannte, zeigte sich die Selbstliebe noch wenig; die Mittel zur Befriedigung der Naturtriebe waren in Menge da; und Menschen, die nicht fürchten dürfen, jemals Mangel zu leiden, denken nie daran, sich gegen denselben zu verwahren; noch viel weniger fällt es ihnen ein, das zu begehren, was einem andern gehört. Aber die Menschen begnügen sich nicht lange mit blossen Nothwendigkeiten; eine unermüdete Begierde, immer mehr und mehr zu besitzen, führt sie von dem Nothwendigen zum Bequemen, und von diesem zu aller möglichen Ueppigkeit des Lebens. Die Habsucht läßt sich nun nicht mehr bändigen; und Schlösser und Riegel, die man

vorher

vorher nicht kannte, werden nun nothwendig, um einzelne Leute vor der Raubgier ihrer Nachbarn zu schützen. Wenn die Güter des Glücks, vornehmlich Geld, in Ansehen kommen, so zeigt sich der Eigennutz gar bald. In Madagaskar erwartet einer, der ein Geschenk mit einem Ochsen oder Kalbe macht, den Werth desselben zum Gegengeschenk, und macht sich kein Bedenken, zu sagen: „Bist du mein Freund, so bin ich dein Freund; bist du mein Freund nicht, so bin ich dein Freund nicht; ich beschenke dich, du beschenkest mich." Als Admiral Watson zu dem Könige von Baba, in Madagaskar, gebracht wurde, fragte ihn Seine Majestät, was er für Geschenke mitgebracht hätte. Daher die unter den Wilden allgemeine Gewohnheit, zu einem Könige, oder einem Mann von hohem Range, allezeit mit Geschenken zu kommen. Der eigenthümliche Vorzug des Menschen vor allen andern Thieren besteht in seiner Fähigkeit, durch Erziehung und Beyspiel besser zu werden. Je mehr sich seine Seelenkräfte verfeinern, desto mehr gewinnt er Geschmack an der Gesellschaft, und findet ein Vergnügen am Wohlwollen, an Edelmuth, und jeder andern freundschaftlichen Zuneigung, welches weit über das Vergnügen geht, welches der Eigennutz gewähren kann. Wie angenehm ist dieser Auftritt! — Leider! zu angenehm, um immerfort zu währen. Ueberfluß und Ueppigkeit entflammen die gierige Habsucht; und der Eigennutz behält zuletzt eben so, wie ursprünglich, die Oberhand. Indeß ist der Eigennutz der

Wilden

Wilden von dem Eigennutz eines schwelgrischen Volks unterschieden. Die Ueppigkeit schränkt die Absichten eines Menschen auf ihn allein ein, und läßt keine Freundschaft, kaum irgend eine gesellige Neigung zu. Wenn hingegen ein Wilder Jemanden lieb gewinnt, so wird die ganze Stärke seiner geselligen Zuneigung, die auf einen einzigen Gegenstand gerichtet ist, ausnehmend lebhaft. Daher die Freundschaft ohne Beyspiel zwischen Achill und Patroklus in der Iliade; und eben daher viele dergleichen Freundschaften unter den Wilden.

Es läßt sich noch weit mehr von dem Einflusse des Reichthums auf die Sitten sagen; dieß verspare ich auf meinen folgenden Brief.

Fünfter Brief.

Rohe und unwissende Völker halten fest auf ihre Gesetze und Sitten, weil sie durch die Gewohnheit regieret werden, welche durch die Länge der Zeit mehr und mehr eingewurzelt ist. Ein durch verschiedene Abwechselungen polizirtes Volk hingegen ist erfindungsreich und sinnet beständig auf neue Gebräuche. Die Sitten insonderheit können niemals bey einer durch Wohlstand und die Künste des Friedens aufgeklärten Nation unveränderlich seyn. Eine gute Regierung pflegt die Menschen zu einem hohen Grade der Verfeinerung zu bringen, aber auch die allerbeste Regierung wird sie nicht vor der Verderbniß bewahren, wenn sie erst durch das Glück reich geworden sind.

Grosses Vermögen erzeugt Ueppigkeit und stärket die Begierde nach sinnlichem Vergnügen. Ist diese Begierde einmal erhitzt, so bleibt sie nie in mässigen Schranken, sondern hängt, ohne Rücksicht auf Schicklichkeit und Anständigkeit, jedem Gegenstande der Befriedigung nach. Als Septimius Severus zum Kaiser erwählt war, fand er auf der Liste der vor den Richtern in Rom rechtshängigen Sachen nicht weniger als dreytausend Anklagen wegen Ehebruchs. Von dem Augenblick an gab er alle Gedanken, eine Verbesserung zu versuchen, auf. Die Liebe zum Vergnügen gleicht der Geldbegierde; je mehr sie befriediget werden, desto mehr werden sie angefeuert. Vielweiberey ist eine Anreizung zu dem Laster wider die Natur, indem eine Handlung der Unenthaltsamkeit zu andern ohne Ende führet. Als der Sultan Achmet zu Konstantinopel abgesetzt wurde, traf das Volk in dem Hause eines seiner Günstlinge, wo es einbrach, nicht eine einzige Frauensperson an. Man erzählet von den Algierern, daß in vielen ihrer Serails keine Frauenzimmer sind. Aus eben dem Grunde verhütet die Polygamie den Ehebruch nicht; eine Wahrheit, welche Nathan's Erzählung an David sehr schön erläutert. Was soll man denn von den reichen Städten London und Paris urtheilen, wo Vergnügen die herrschende Leidenschaft ist und wo man nach Reichthümern als Werkzeugen der Sinnlichkeit trachtet? Was kann man anders erwarten als eine ansteckende Verderbniß der Sitten? Eigennützigkeit rottet, indem sie die ganze Seele anfüllet, den Patrio-

tismus aus und läßt kein Plätzchen für gesellschaftliche Tugend übrig. Wenn die Leute in diesem Zustande sich des Raubens oder Mordens enthalten, so hält sie nicht Gerechtigkeitsliebe, sondern Furcht vor der Strafe zurück. Babylon wird von den griechischen Schriftstellern der Ueppigkeit, Sinnlichkeit und Ausschweifungen beschuldiget. Der sinesische Kaiser Kanghi, welcher im Jahr 1722. starb, verdienet in den Jahrbüchern des Ruhms erwähnet zu werden, weil er der Verzärtelung und Weichlichkeit eines asiatischen Hofes widerstand. Weit entfernt sich dem sinnlichen Vergnügen zu überlassen, brachte er jährlich einige Monathe in den Gebirgen der Tatarey zu, gemeiniglich zu Pferde und setzte sich allen Arten von Beschwerlichkeit aus. Doch wurden während der Zeit die Staatsangelegenheiten nicht verabsäumet; er brach viele Stunden vom Schlaf ab, um seine Minister zu hören und Befehle zu ertheilen. Wie wenige in der weichlichen Trägheit eines Serails, wie Kanghi, auferzogene Monarchen haben Muth, den Versuchungen zum sinnlichen Vergnügen zu widerstehen!

In keiner andern Geschichte ist der Einfluß des Glücks und Reichthums auf die Sitten so sichtbar, als in der Geschichte des alten Roms. Während des zweyten punischen Krieges, als die Römer vom Hannibal gezwungen wurden, pro aris et focis zu fechten, schickte Hiero König von Syrakus eine grosse Menge Getraide und eine goldene Statue der Siegsgöttinn 320 Pfund am

Gewichte nach Rom, welche der Senat annahm. Allein obgleich ihre Finanzen sich in den schlechtesten Umständen befanden, so nahmen sie doch von vierzig goldenen Gefässen, welche ihnen von der Stadt Neapel angeboten wurden, nur das leichteste an; und gaben mit Höflichkeit und vielem Dank einige goldene Gefässe zurück, welche die Stadt Pästum in Lukanien geschickt hatte; ein seltenes Beyspiel von Großmuth. Aber kein Grad der Tugend ist gegen die Verderbniß des Sieges und Ueberflusses unüberwindlich. Nach der Einführung der asiatischen Reichthümer und Ueppigkeit ergaben sich die Römer jeder Art von Lastern: sie wurden insonderheit ungemein geitzig und verletzten alle Schranken der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Spanien insbesondre, welches einen Ueberfluß an Gold und Silber hatte, war viele Jahre hindurch ein Schauplatz nicht nur der Unterdrückung und Grausamkeit, sondern auch der niedrigsten Treulosigkeit, welche die römischen Feldherren nach einander gegen die Eingebornen ausübten, um Reichthum zusammen zu häufen. Lukullus, der hernach in dem Mithridatischen Kriege sich besonders hervorthat, griff Cauca, eine zeltiberische Stadt, an, ohne im geringsten gereitzt zu seyn. Einige der vornehmsten Bürger begaben sich mit Oelzweigen in sein Lager und erkundigten sich nach den Bedingungen, unter welchen sie seine Freundschaft erkaufen könnten. Man wurde einig, daß sie Geiseln geben und hundert Talente Silbers erlegen sollten. Sie willigten auch ein, eine Besatzung von 2000.

Mann einzunehmen, um, wie Lukullus vorgab, sie gegen ihre Feinde zu beschützen. Aber wie wurden sie beschützt? Die Besatzung öfnete der ganzen Armee die Thore, und die Einwohner wurden ohne Unterschied des Geschlechts oder Alters niedergemacht. Was blieb ihnen anders übrig, als die Götter, welche über die Eydschwüre und Traktaten wachen, anzurufen und Verwünschungen gegen die Römer wegen ihrer Treulosigkeit auszustossen? Lukullus, mit dem Raube der Stadt bereichert, fühlte keine Gewissensbisse darüber, daß er 20000 Menschen todt auf dem Platze ließ. Als er bald nachher Intercatia belagerte, hielt er um einen Friedensschluß an. Die Bürger warfen ihm das Blutbad zu Cauca vor und fragten, ob er beym Friedensschluß nicht eben die rechte Hand und eben die Treue anwenden würde, die er schon ihren Landsleuten verbürgt hätte? Seroclius Galba, ein anderer römischer Feldherr, beredete die Lusitanier, die Waffen niederzulegen, indem er ihnen fruchtbare Ländereyen statt ihrer Gebirge versprach; und nachdem er sie auf die Art in seine Gewalt bekommen hatte, befahl er, sie alle umzubringen. Unter den wenigen, welche davon kamen, befand sich Viriatus, welcher in einem langwierigen und blutigen Kriege gegen die Römer die Ermordung seiner Landsleute überflüssig rächte. Unser Gewährsmann Appian erzählet, daß Galba selbst den Lukull an Habsucht übertraf, nur einen kleinen Theil der Beute unter die Soldaten austheilte und das meiste in seinen eignen

Nutzen verwendete. Er setzt hinzu, daß obgleich Galba einer der reichsten Männer in Rom war, er doch nie aus Lügen oder Meineyd, um Geld zu gewinnen, sich ein Bedenken machte. Aber die Verderbniß war allgemein; Galba wurde vieler Verbrechen wegen angeklagt, aber durch Hülfe der Bestechungen von dem Senate freygesprochen. Titus Didius bot einer Völkerschaft der Zeltiberier, welche den Römern lange Zeit wider die Lusitanier Dienste geleistet hatte, ein Stück Land in ihrer Nachbarschaft an, das er kürzlich erobert hatte. Er bestimmte ihnen einen Tag, an welchem sie Besitz davon nehmen sollten, und nachdem er sie unter dem Scheine der Freundschaft in sein Lager eingeschlossen hatte, ließ er sie alle umbringen; für diese grosse That erhielt er die Ehre des Triumphes. Die Zweyzüngigkeit und Verrätherey der Römer in ihrem letzten Kriege gegen Karthago ist ohne Beyspiel. Die Karthaginenser argwohnten, daß sich ein Ungewitter wider sie zusammen zöge, und schickten Abgesandte nach Rom, um den Frieden zu jedem Preise zu sichern. Der Senat war dem Scheine nach zu freundschaftlichen Maasregeln geneigt, indem er blos Geiseln verlangte; und doch, obgleich dreyhundert Geiseln ohne Zeitverlust überliefert wurden, landete die römische Armee bey Utika. Die karthaginensischen Abgeordneten empfiengen hier die Konsuln und verlangten zu wissen, was sie noch ihrer Seits weiter zu thun hätten. Man foderte, daß sie ihre Waffen abliefern sollten; welches sie bereitwillig thaten in der Hofnung, daß sie

nun des Friedens gewiß wären. Statt dessen erhielten sie gemessenen Befehl, mit Weib und Kind die Stadt zu räumen und innerhalb achtzig Feldweges vom Meere sich nirgends niederzulassen. Lieset man Appian's Erzählung dieser merkwürdigen Begebenheit, so wird das Mitleiden gegen die unglücklichen Karthaginenser durch Unwillen über ihre treulosen Unterdrücker erstickt. Durften die Ungeheuer nach einer solchen Verrätherey noch von Punica fides reden? Die Zügellosigkeit des römischen Volks unter Cäsars Triumvirat ist von eben dem Schriftsteller mit lebhaften Farben geschildert: „Eine lange Zeit hindurch herrschte Unordnung und Verwirrung in der Republik; man gelangte zu keinem Amte als durch Partheyen, Bestechungen oder sträfliche Dienstleistungen: niemand schämte sich Stimmen zu erhandeln, welche auf öffentlichem Markte verkauft wurden. Ein gewisser Mann wandte achthundert Talente auf, um ein einträgliches Amt zu erhalten: böse Leute bereicherten sich mit den öffentlichen Geldern oder durch Geschenke: kein ehrliebender Mann bewarb sich um ein Amt; und das gemeine Wesen war zu einem so elenden Zustande gebracht, daß es einmal binnen acht Monathen keine einzige obrigkeitliche Person hatte." Cicero, wenn er dem Attikus meldet, daß Klodius durch den Einfluß des Krassus frey gesprochen sey, drückt sich in folgenden Worten aus: „In zwey Tagen brachte er die Sache zu Stande, vermittelst eines Sklaven, eines Fechters. Er schickte zu ihm und durch Versprechungen, Schmeicheleyen und reiche Geschen-

ke kam er zu seinem Zwecke. Gütige Götter! zu welcher ehrlosen Höhe ist das Verderben endlich gestiegen! Einige Richter wurden mit nächtlichen Besuchen bey gewissen vornehmen Römerinnen belohnet; andern wurden, um sie zu bestechen, edle Römische Knaben zugeführt.

Ptolemäus, König von Aegypten, wurde der Tyranney wegen von seinen Unterthanen vom Throne gestossen. Er suchte zu Rom Schutz und fand Mittel, von hundert Aegyptern, seinen Anklägern, die meisten zu vergiften, und den Dion, das Haupt derselben, meuchelmörderischerweise umbringen zu lassen. Und doch giengen diese Verbrechen, die mitten in Rom verübt waren, ungestraft hin. Aber er hatte sich der Oberhäupter durch Bestechungen versichert, und wurde vom Pompejus beschützt. Das folgende Beyspiel ist, wo möglich, noch schändlicher: Ptolemäus, König von Zypern, war allezeit ein treuer Bundsgenosse der Römer gewesen; aber sein Gold, seine Edelsteine und kostbares Geräthe waren eine reizende Lockspeise für den römischen Geiz; und alles wurde durch einen Schluß des Volks eingezogen, ohne einmal einen Vorwand anzugeben. Schändlich erworbenes Geld wird gemeiniglich nicht in Acht genommen; und die Römer waren eben so wollüstig als geizig. Alexander ab Alexandro erwähnet der Fanischen, Orchischen, Didischen, Oppischen, Kornelischen, Ancischen und Julischen Gesetze zur Abstellung der Ueppigkeit in Kleidung und Essen, welche alle ohne Wirkung waren. Er setzt hinzu, Tiberius sey lange da-

mit

mit umgegangen, ein wirksames Gesetz wider den Aufwand, der damals alle Grenzen überstieg, ausfindig zu machen, er habe aber gesehen, daß es unmöglich sey, den Strom aufzuhalten. Er schließt damit, daß bey einem verderbten Volke durch eine stillschweigende Einwilligung alle wegen des Aufwandes gegebene Gesetze in der That abgeschaft wären; und daß das römische Volk, indem es sich dem Laster ergab, alle Vorschriften der Sittlichkeit und Religion verletzte. Zittre Britannien an dem Rande eines Abgrundes; wie wenig sind die Beherrscher deines Volks von den römischen Senatoren an Raubgier verschieden!

Reichthümer bringen eine andre klägliche Wirkung hervor; sie entkräften ihren Besitzer und erniedrigen ihn zu einem feigen Menschen. Wer die Arbeit anderer in seiner Gewalt hat, ohne Hunger isset und ohne Ermüdung ruhet, wird schwach an der Seele und am Körper, hat kein Vertrauen auf seine Kräfte und muß seinen Feinden schmeicheln, weil er den Muth nicht hat ihnen Trotz zu bieten.

In dem folgenden Briefe, welcher diesen allgemeinen Entwurf beschließt, wollen wir die Wirkungen des Eigennutzes und des Spiels auf die Sitten der Menschen betrachten.

Sechster Brief.

Eigennutz bey ungesitteten und unwissenden Leuten ist rauh, plump und unverstellt; Eigennutz der in einem mächtigen Königreich an die Stelle

des Patriotismus tritt, ist sanft, fein und mit einem Schleyer verhüllet. Geldvortheil, ein verächtlicher Gegenstand, kann mit dem dicksten Schleyer verhüllet seyn; Ehrbegier, welche weniger unrühmlich ist, ist weniger verdeckt: aber Delikatesse in Ansehung seiner Würde und Ehrbegierde ist so rühmlich, daß selbst die geringste Verheelung derselben für unnöthig gehalten wird. Die Geschichte rechtfertiget diese Bemerkungen. In den glücklichen Zeiten Griechenlands und Roms, als Patriotismus die herrschende Leidenschaft war, fiel es nie jemanden ein, feindliche Waffen anders zu brauchen als gegen die Feinde seines Vaterlandes; im Frieden trug man keine Schwerdter, auch lesen wir nie von einem Zweykampfe. Die häufigen Zweykämpfe in neueren Zeiten sind kein geringes Merkmaal der Verschlimmerung; ohne Rücksicht auf unser Vaterland verräth sich die Selbstliebe unverholen, wenn von dem Ruhm oder Charakter die Rede ist; und eine zarte Empfindung von Ehre treibt zur Rache für jede eingebildete Beleidigung ohne Rücksicht auf die Gerechtigkeit. Wie viel männlicher und patriotischer war das Betragen des Themistokles, als er von einem lazedämonischen Feldherrn bey dem Berathschlagen über die Angelegenheiten Griechenlands beleidiget wurde! „Schlage zu, sagte er, aber erst höre mich.“

Wenn ein Volk, welches ehedem in blühendem Zustande war, durch Ueppigkeit und Eigennutz niedergedrückt wird, was ist die nächste Folge davon? Die Aegypter mögen die Frage beantwor=

antworten. Dieses unglückliche Volk, nachdem es viele Jahrhunderte hindurch ein Raub eines jeden barbarischen Erobrers gewesen, ist jetzt weibisch, treulos, grausam geworden, und mit jedem Laster angesteckt, das die Menschheit erniedriget. Eine in ihrer Kindheit befindliche Nation, ob sie gleich wild ist, ist jeder Verbesserung fähig; aber ein durch Zeit und Krankheit abgemattetes Volk ist keiner Verbesserung fähig. Da ist keine andere Hülfe, als die Eingebornen aussterben zu lassen und das Land mit besseren Menschen von neuem zu bevölkern.

Ich wende mich von einer so schrecklichen Szene zu einer, welche keine Unlust verursachen wird. Das Licht ist von unserm Schöpfer zur Thätigkeit und die Finsterniß zur Ruhe bestimmt. Im vierzehnten Jahrhundert wurden die Laden in Paris um vier Uhr des Morgens geöfnet; jetzt ist ein Krämer kaum um sieben Uhr aufgestanden. Der König von Frankreich speisete Morgens um acht Uhr zu Mittag und begab sich in sein Schlafzimmer um eben die Stunde des Abends; gegenwärtig eine frühe Stunde für öffentliche Zeitvertreibe. Die Spanier beobachten die alten Gewohnheiten. Ihr König speiset bis auf den heutigen Tag genau um zwölf Uhr zu Mittag und eben so genau um neun Uhr zu Abend. Unter der Regierung Heinrichs des achten nahmen Leute von Erziehung in England um sieben Uhr das Frühstück und um zehn Uhr die Mittagsmahlzeit ein. Zu Elisabeths Zeit assen der hohe und niedre Adel und die Gelehrten um eilf Uhr zu Mittag und

zwischen

zwischen fünf und sechs Uhr zu Abend. Unter der Regierung Karls des zweyten war vier Uhr Nachmittags die bestimmte Stunde zur Vorstellung der Schauspiele. Gegenwärtig wird so gar zu Mittage später gegessen. Der König von Yemen, der grösseste Fürst im glücklichen Arabien, speiset um neun Uhr zu Mittag, um fünf Uhr Nachmittags zu Abend und geht um eilf Uhr zu Bette. Aus diesem kurzen Abriß erhellet, daß die Beschäftigungen am Tage stufenweise immer später und später anfangen; gleichsam als ob gesittete Völker einen Hang hätten, Nacht in Tag und Tag in Nacht zu verwandeln. Nichts geschieht ohne Ursache. Das Licht macht zur Thätigkeit geschickt, die Finsterniß zur Ruhe: die Ergötzlichkeiten des Tages sind Turniere, Ballspielen, Jagen, Pferderennen und dergleichen thätige Uebungen; die Ergötzlichkeiten des Abends sind solche, wobey man still sitzt, Schauspiele, Kartenspiel, Unterredungen. Die Bälle sind von einer gemischten Art, zum Theil Bewegung erfodernd wegen des Tanzens, zum Theil Stillsitzen wegen des Gesprächs. Ehedem hatten die in Bewegung setzende Uebungen die Oberhand bey einem starken und ungekünstelten Volke; die weicheren Vergnügen der Gesellschaft erhalten den Vorzug, wenn die Sitten feiner werden. Daher kommts, daß die Abendzeitvertreibe jetzt in Frankreich und anderen gesitteten Ländern Mode sind; und wenn man an solchen Ergötzlichkeiten viel Geschmack findet, so verbannen sie die starken kriegerischen Uebungen. Bälle wurden, wie ich ver-

vermuthe, ehedem häufiger am Tage gehalten, jetzt ist die angenehmste Zeit dazu bey Licht; in so fern sie Thätigkeit erfodern, liebt man sie zu dieser Zeit eben so sehr, und noch mehr, in so fern man dabey sitzen muß.

Spielen ist das Laster eines trägen Volks. Die Wilden sind dem Spiel ergeben; und die in Nordamerika insonderheit sind auf den Zeitvertreib eines Spiels erpicht, welches the Platter heißt. Ein unglücklicher Spieler zieht sich bis aufs Hemd aus; und man hat einige ihre Freyheit aufs Spiel setzen gesehen, obgleich solche allen andern Glückseligkeiten von ihnen vorgezogen wird. Die Negern auf der Sklavenküste von Guinea setzen ihre Weiber, Kinder, und so gar sich selbst aufs Spiel. Tazitus, wenn er von dem Spielen bey den Deutschen redet, sagt: „Auf ihren letzten Wurf wagen sie ihre Freyheit und Leben." Die Griechen waren ein thätiges und munteres Volk, beständig im Kriege begriffen, oder mit den schönen Künsten beschäftigt. Sie hatten keine Zeit zum Spiel, auch keine Kenntniß desselben. Ein Glück für sie war ihre Unwissenheit; denn kein anderes Laster trägt mehr dazu bey, die Leute eigennützig, unredlich und verächtlich zu machen. Ein Spieler ist niemandes Freund und der ärgste Feind von sich selbst. Die Wollüstlinge des gegenwärtigen Jahrhunderts bringen jede Stunde, die sie vom sinnlichen Vergnügen abmüssigen können, mit Spielen zu. Langeweile ist ihre Entschuldigung, wie sie es bey den Wilden ist; und sie würden gewissermaassen

zu entschuldigen seyn, wenn sie nie von einem schändlichern Bewegungsgrunde getrieben würden.

Die Schriftsteller unterscheiden nicht sorgfältig genug die besonderen Gewohnheiten und allgemeinen Sitten. Ehedem wurde kein Frauenzimmer in Frankreich, Italien oder England auf dem Schauplatze zugelassen. Zu eben der Zeit wurden in Spanien blos Frauenzimmer zugelassen. Es würde unbedachtsam seyn, aus diesem Gebrauche zu folgern, daß das Frauenzimmer in Spanien mehr Freyheit hätte, als in den übrigen angeführten Ländern; denn das Gegentheil ist ausgemacht. In Hindostan nöthigt eine eingeführte Gewohnheit die Frauen, sich mit den Körpern ihrer verstorbenen Männer lebendig verbrennen zu lassen; aber es würde ein falscher Schluß aus diesem besondern Gebrauche seyn, zu behaupten, daß die hindostanischen Frauen entweder muthiger, oder gegen ihre Männer zärtlicher gesinnet wären als in anderen Ländern. Die Polen hiengen, selbst nachdem sie im dreyzehnten Jahrhundert Christen geworden waren, an den Gewohnheiten ihrer Vorfahren, der Sarmaten; z. B. dem Umbringen der ungestaltet gebornen Kinder und der durch Alter geschwächten Leute, welches eine entsetzliche Barbarey anzeigen würde, wenn es nicht ein besonderer Gebrauch wäre. Die Römischkatholischen bilden sich ein, daß weder in England, noch in Holland Religion sey, weil vermöge eines Geistes von bürgerlicher Freyheit alle Sekten daselbst geduldet werden. Die Anreitzung zum Meuchelmorde, welche in

Italien,

Italien, wo jede Kirche ein Heiligthum ist, gegeben wird, bringt die Fremden zu dem unüberlegten Schlusse, daß alle Italiäner Meuchelmörder sind. Bisweilen fallen die Schriftsteller in den entgegen gesetzten Irrthum und schreiben einem besondern Volke gewisse Sitten und Gewohnheiten zu, die allen Völkern in der einen oder andern Periode ihrer Kultur gemein sind. Heraklides Ponticus merkt es als etwas den Athamanern Eigenthümliches an, daß die Männer die Heerden hüteten, und die Frauen den Acker baueten. Dies ist der Gebrauch aller Völker gewesen in ihrem Uebergange von dem Schäferleben zu dem Zustande der Ackerleute; und ist gegenwärtig der Gebrauch unter den Wilden in Amerika. Eben der Schriftsteller führet es als etwas Besonderes der Zelten und Aphitäer an, daß sie ihre Thüren offen lassen, ohne Gefahr, bestolen zu werden. Aber diese Gewohnheit ist allen Wilden in der ersten Periode der Gesellschaft gemein, so lange der Gebrauch des Geldes unbekannt ist.

Obgleich bleibende Sitten eigentlich nicht in die gegenwärtige Skizze gehören, so kann ich doch nicht umhin, einige wenige Worte in Ansehung des Einflusses des Erdreichs auf die Gemüthsverfassung des Menschen hinzuzusetzen, um die Weisheit der Vorsehung zu zeigen, welche den Boden, den wir betreten, geschickt macht, nicht nur zur Ersetzung unsrer Bedürfnisse, sondern auch zur Verbesserung unsrer Sitten. Die oben erwähnte Dummheit der Einwohner von Neuholland ist eine Folge von der Unfruchtbarkeit

ihres Bodens, welcher nichts hervorbringt, was Menschen oder Thieren zur Nahrung dienen kann. Tag und Nacht warten sie auf den Abfluß des Stromes, um kleine Fische aus dem Sande aufzusuchen; und in der Zwischenzeit schlafen sie, ohne eine Stunde für irgend eine andere Beschäftigung zu sparen. Ein Volk in diesem Zustande muß immer unwissend und dumm bleiben. Wäre jedes Land so unfruchtbar wie Neuholland, so würden alle Menschen, wie die Neuholländer, unwissend und dumm seyn. Wäre auf der andern Seite jeder Theil dieses Erdbodens von Natur so fruchtbar, daß er alle seine Bewohner freywillig ernährte, welches das von den Dichtern ersonnene goldene Zeitalter ist, was würde erfolgen? Im erstern Falle würde der Mensch ein dürftiges, geduldiges und furchtsames Geschöpf seyn; im letztern verzärtelt, faul und weibisch. In beyden Fällen würde er erstaunlich unwissend und zu allen männlichen Bestrebungen sowohl der Seele, als des Körpers unfähig seyn. Aber der Boden unsrer Erde ist mit mehr Weisheit für die Menschen, seine vornehmsten Bewohner, eingerichtet. Ueberhaupt genommen ist er weder so fruchtbar, daß die Arbeit überflüßig wird, noch so unfruchtbar, daß er unsre ganze Arbeit erfodert. Die mühsame Beschäftigung, sich durch die Jagd Unterhalt zu verschaffen, brachte ursprünglich einigen Grad des Fleisses hervor; und obgleich der ganze Fleiß des Menschen anfangs zur Erwerbung des Unterhalts, der Kleidung und Wohnung erfodert wurde, so wurde doch durch die Geschick-

lich-

lichkeit im Ackerbau der Erdboden so weit gebracht, daß man mit geringerer Arbeit Ueberfluß von demselben erndtete, wodurch einige etwas Zeit gewannen, auf Bequemlichkeiten zu denken. Eine auf die Art erworbene Fertigkeit im Fleisse reitzte viele, ihre müssigen Stunden den Künsten zu widmen, so daß sie von den nützlichen Künsten zu den schönen und von diesen zu den Wissenschaften fortschritten. Der durch Fleiß gesammlete Reichthum hat einen bewundernswürdigen Einfluß auf die Sitten; Streit und Krieg, die Folge des Reichthums, setzt sowohl Freundschaft, Tapferkeit, Heldenmuth und jede gesellschaftliche Tugend, als viele eigennützige Laster in Bewegung. Wie bringen wir gleich den Thieren unsre Zeit hin, ohne einmal über die Wege der Vorsehung nachzudenken, welche sogar unter unsern Füssen wirksam ist!

Eine Verschiedenheit der Sitten gehört eben so sehr in den Plan der Vorsehung, als eine Verschiedenheit der Talente, der Fehler und der Meynungen. Unser Schöpfer hat uns einen Geschmack an der Abwechselung gegeben; und hat eine Menge Gegenstände zur Befriedigung desselben gemacht. Mancher von Natur fruchtbare Boden erfodert wenig Arbeit; mancher von Natur unfruchtbare Boden erfodert die äusserste Arbeit. Aber die Vortheile eines solchen Erdreichs sind mehr als hinreichend, seiner Unfruchtbarkeit die Waage zu halten; die Einwohner sind mäßig, fleißig, stark und folglich tapfer, in so fern Tapferkeit von der Stärke des Körpers abhängt. Die

Nachtheile eines fruchtbaren Landes im Gegentheil sind mehr als hinreichend, seine Vortheile aufzuwiegen; die Einwohner werden träge, schwach und feig. Hindostan könnte scheinen eine Ausnahme zu seyn; denn ob es gleich ungemein fruchtbar ist, so sind die Einwohner doch arbeitsam und führen eine grosse Menge Manufakturen zu einem sehr niedrigen Preise aus. Aber Hindostan ist in der That keine Ausnahme. Die Hindostaner, welchen ihre Religion verbietet, irgend ein lebendiges Geschöpf zu tödten, müssen den Thieren zu ihrer Nahrung eine grosse Strecke Landes lassen, und werden hiedurch genöthiget, das übrige mit doppeltem Fleisse zu bauen, um sich selbst Unterhalt zu verschaffen. Die Bevölkerung ihres Landes trägt auch dazu bey, sie arbeitsam zu machen. Aragonien war einmal die eingeschränkteste Monarchie in Europa, England nicht ausgenommen; die Unfruchtbarkeit des Bodens, welche das Volk kühn und muthig machte, war die Ursache davon. In dem Eingange zu einem ihrer Gesetze sagen die Stände, daß, wenn sie nicht freyer wären als andere Völker, die Unfruchtbarkeit ihres Landes sie in die Versuchung führen würde, dasselbe zu verlassen. Der Gegensatz von Aragonien ist Aegypten, dessen Fruchtbarkeit die Einwohner zärtlich und weibisch und folglich zu einer leichten Beute eines jeden Erobrers macht. Die Fruchtbarkeit der Provinz Quito in Peru und der niedrige Preis aller Nothwendigkeiten, welcher von ihrer geringen Entfernung vom Meere herrühret, haben die Einwohner in müssige Trägheit

heit und grenzenlose Ueppigkeit gestürzt. Die Einwohner der Stadt Quito insonderheit haben sich allen Arten von Ausschweifungen überlassen. Die Zeit, welche sie von Wein und Weibern abmüssigen können, wird mit übermässigem Spielen zugebracht. Auch in anderem Betracht hat das Land einen Einfluß auf die Sitten seiner Einwohner. Ein grosser Theil Kalabriens, welcher vorzeiten volkreich und fruchtbar war, ist gegenwärtig mit Bäumen und Gesträuchen bewachsen, wie die amerikanischen Wüsteneyen, und die Wildheit seiner Einwohner entspricht der Rauhigkeit der Felder. Eben dasselbe sieht man an den Bewohnern des Berges Aetna in Sizilien; das Land ist eben so rauh als seine Bewohner.

3.

Zechlied.

Lateinisch und Deutsch. *)

Mihi est propositum, in taberna mori;
Vinum sit appositum morientis ori;
Ut dicant, cum venerint, angelorum chori:
Deus sit propitius huic potatori!

 Poculis

*) Die Lateinischen Reime, von Walter Mapes, Archidiakonus zu Oxford im eilften Jahrhundert. (S. oben Warton's Abhandlung zu Anfange dieses Stücks). Die Deutsche Nachahmung, vom Herrn Amtmann Bürger.

Poculis accenditur animi lucerna;
Cor imbutum nectare volat ad ſuperna;
Mihi ſapit melius vinum in taberna,
Quam quod aqua miſcuit Præſulis pincerna.

Suum cuique proprium dat natura munus;
Ego nunquam potui ſcribere ieiunus;
Me ieiunum vincere poſſet puer unus;
Sitim ac ieiunium odi tanquam funus.

Tales verſus facio, quale vinum bibo,
Ac non poſſum ſcribere, niſi ſumto cibo.
Nihil valet penitus, quod ieiunus ſcribo;
Naſonem poſt calices carmine præibo.

Mihi nunquam ſpiritus prophetiæ datur,
Non niſi cum fuerit venter bene ſatur;
Cum in arce cerebri Bacchus dominatur,
In me Phoebus irruit, ac miranda fatur.

Ich will einſt, bey Ja und Nein!
Vor dem Zapfen ſterben.
Alles, meinen Wein nur nicht,
Laſſ' ich frohen Erben.
Nach der letzten Oelung ſoll
Hefen noch mich färben.
Dann zertrümmre mein Pokal
In zehntauſend Scherben!

Jedermann hat von Natur
Seine ſondre Weiſe;
Mir gelinget jedes Werk
Nur nach Trank und Speiſe.

Speis' und Trank erhalten mich
In dem rechten Gleise.
Wer gut schmiert, der fährt auch gut
Auf der Lebensreise.

Ich bin gar ein armer Wicht,
Bin die feigste Memme,
Halten Durst und Hungerqual
Mich in Angst und Klemme.
Schon ein Knäbchen schüttelt mich,
Was ich auch mich stemme;
Einem Riesen halt' ich Stand,
Wenn ich zech' und schlemme.

Aechter Wein ist ächtes Oel
Zur Verstandeslampe,
Giebt der Seele Kraft und Schwung,
Bis zum Sternenkampe.
Witz und Weisheit dunsten auf
Aus gefüllter Wampe.
Baß glückt Harfenspiel und Sang,
Wenn ich brav schlampampe.

Nüchtern bin ich immerdar
Nur ein Harfenstümper;
Mir erlahmen Hand und Grif,
Welken Haupt und Wimper.
Wann der Wein in Himmelsklang
Wandelt mein Geklimper,
Sind Homer und Ossian
Gegen mich nur Stümper.

Nimmer hat durch meinen Mund
Hoher Geist gesungen,
Bis ich meinen lieben Bauch
Weidlich voll geschlungen.
Wann mein Kapitolium
Bacchus Kraft erschwungen,
Sing' und red' ich wundersam,
Gar in fremden Zungen.

Drum will ich, bey Ja und Nein!
Vor dem Zapfen sterben;
Nach der letzten Oelung soll
Hefen noch mich färben.
Enchelchöre weihen dann
Mich zum Nektarerben:
„Diesem Trinker gnade GOtt!
„Lass' ihn nicht verderben!"

III.

Brittische Anthologie.

THE NEGRO'S DYING SPEECH, on his being executed for rebellion in the Island of Jamaica; by B. E. Esq.

'Tis paſt — ah! calm thy*) care to reſt,
Firm and unmov'd am I; —
In Freedom's cauſe I bar'd my breaſt —
In Freedom's cauſe I die.

Ah ſtop! thou do'ſt me fatal wrong —
Nature will yet rebel;
For I have lov'd thee very long,
And lov'd thee very well.

To native ſkies and peaceful bow'rs
I ſoon ſhall wing my way;
Where joy ſhall lead the circling hours,
Unleſs too long thy ſtay.

O ſpeed, fair ſun! thy courſe divine;
My ABALA, remove;
There thy bright beams ſhall ever ſhine,
And I for ever love!

On

*) He is ſuppoſed to addreſs his wife at the place of execution.

On those blest shores — a slave no more!
In peaceful ease I'll stray;
Or rouse to chace the mountain boar,
As unconfin'd as day!

No Christian Tyrant there is known
To mark his steps with blood,
Nor sable Mis'ry's piercing moan
Resounds thro' every wood!

Yet have I heard the melting tongue,
Have seen the falling tear;
Known the good heart by pity wrung,
Ah! that such hearts are rare!

Now, Christian, glut thy ravish'd eyes —
I reach the joyful hour;
Now bid the scorching flames arise,
And these poor limbs devour;

But know, pale Tyrant, 'tis not thine
Eternal war to wage;
The death thou giv'st shall but combine
To mock thy baffled rage.

O Death, how welcome to th' opprest!
Thy kind embrace I crave;
Thou bring'st to Mis'ry's bosom rest,
And Freedom to the Slave.

On QVIN'S Comparing GARRICK to WHITEFIELD, and saying, the People, that were madding after him, would return to the old Church, meaning himself.

By Mr. GARRICK.

Pope Quin, who damns all churches but his own
Complains that heresy misleads the town;
That Whitefield Garrick does corrupt the age,
And taints the sound religion of the stage.
Thou great infallible! forbear to roar,
Thy bulls and error's are rever'd no more;
Where doctrines meet with gen'ral approbation,
It is not heresy, but reformation.

EPITAPH
by Dr. LOWTH, the present Bishop of London, inscribed on a Monument to the Memory of his Daughter in the Church of Cuddesden, in Oxfordshire.

Cara, vale, ingenio praestans, pietate, pudore,
Et plus quam natae nomine cara, vale!
Cara Maria, vale; at veniet felicius aevum;
Quando iterum tecum, sim modo dignus, ero.
Cara, redi! laeta tum dicam voce, paternos
Eia age in amplexus, cara Maria, redi!"

THE

THE UNFORTUNATE CONCUBINE,

or

ROSAMOND'S OVERTHROW.

Occasion'd by her brother's unadvisedly praising her beauty to two young knights of Salisbury, as they rid on the road. *)

Sweet, youthful, charming ladies fair,
Fram'd of the purest mold,
With rosy cheeks, and silken hair,
Which shine like threads of gold,
Soft tears of pity here bestow
On the unhappy fate
Of Rosamond, who long ago
Prov'd most unfortunate.

When as the second Henry reign'd
On the imperial throne,
How he this beauteous flower gain'd,
To you shall I make known,
With all the circumstances too,
Which did her life attend,
How first she into favour grew,
And of her fatal end.

As three young knights of Sal'sbury
Were riding on the way,
One boasted of a fair lady,
Within her bow'r so gay;

I have

*) In *Dr. Percy's Reliques of Ancient Poetry*, *Vol. II.* another ballad on the story of this lady is to be found. Prefixed to it the Doctor has given a very full account of her history, and entered into a minute enquiry concerning the circumstances of her life, and the mistakes of several of the English Historians about it. To this account, as the fullest and most accurate on the subject, we refer the reader.

I have a ſiſter, Clifford ſwears,
But few men do her know;
Upon her face the ſkin appears
Like drops of blod on ſnow.

My ſiſter's locks of curled hair
Outſhine the golden ore;
Her ſkin for whiteneſs may compare
With the fine lily flow'r;
Here breaſts are lovely to behold,
Like to the driven ſnow:
I would not, for her weight in gold,
King Henry ſhould her know.

King Henry had a bower near,
Where they were riding by,
And he did Clifford over-hear;
Thought he immediately,
Tho' I her brother ſhould offend
For that fair white and red;
For her I am reſolv'd to ſend,
To grace my royal bed.

The king, who was of high renown,
Wou'd not his fancy pall;
For having writ his pleaſure down,
He did young Clifford call:
Come here to me now out of hand,
Come hither unto me;
I am the king of fair England,
My meſſenger thou'lt be.

I to your ſiſter here have writ,
Three letters ſeal'd with gold;
No meſſenger I think ſo fit
As you; therefore, behold,
Convey them to her hand with ſpeed,
Make not the leaſt delay;
My will and pleaſure let her read,
And my commands obey.

Young Clifford then the letters took
From Henry's royal hand,
Tho' with a melancholy look,
And mounted out of hand;
Soft tears bedimm'd his noble ſight,
His grieved heart was ſad;
Altho' he was as brave a knight,
As any Henry had.

With that this noble knight of fame
Rid on without delay,
Until he to the bower came,
Which was both rich and gay;
She cry'd, when he knock'd at the ring,
Who raps ſo fierce and bold?
Siſter, I' ve brought you from the king
Three letters ſeal'd with gold.

Then with her fingers, long and ſmall,
She broke the ſeals of gold;
And as ſhe did to reading fall
At firſt, you might behold
The ſmiles of pleaſant ſweet delight,
As if well ſatisfy'd;
But e're ſhe had concluded quite,
She wrung her hands, and cry'd:

Why did you boaſt beyond your bounds,
When Oxford you did ſee?
You might have talk'd of hawks and hounds,
And never bragg'd of me.
When by the king I am defil'd,
My father's griefs begin;
He'll have no comfort of his child,
Nor come to my wedding.

Go, fetch me down my planet-book
Straight from my private room;
For in the ſame I mean to look,
What is decreed my doom.

The planet-book to her they brought,
And laid it on her knee;
She found that all would come to nought,
For poiſon'd ſhe ſhould be.

I curſe you, brother, then ſhe cry'd,
Who caus'd my deſtiny;
I might have been ſome lord's fair bride,
But you have ruin'd me.
With that, ſhe call'd her waiting-maid,
To bring her riding weed;
And to her groom ſhe likewiſe ſaid,
Saddle my milk-white ſteed.

Some ride before her, to report
Her coming to the king;
As ſhe approach'd the royal court,
Sweet peals of bells did ring.
A garland o'er their head they bore,
To magnify her charms;
And as ſhe came the king before,
He claſp'd her in his arms.

With bluſhes then ſhee did beſeech
The king on her bare knee;
Her words were theſe: I pray, my liege,
What is your will with me?
Said he, I ſent for thee, my Roſe,
To grace my royal bed;
Now, as he did his mind diſcloſe,
She bluſhed ſcarlet red.

Bluſh not, my faireſt Roſamond;
Fear no diſaſtrous fate;
For, by my kingly pow'r I can
Place thee in happy ſtate:
No lady in this court of mine
Can purchaſe thy deſert;
Whoſe pleaſant looks, and charms divine,
Have won my royal heart.

The

The gifts and presents of a king
Soon caus'd her to comply;
Thinking there was not any thing
Like royal dignity.
But as her bright and golden ſcene
In court began to ſhine,
The news was carry'd to the queen
Of this new concubine.

At which ſhe was enraged ſo
With malice in her breaſt,
That till ſhe wrought her overthrow,
She could not be at reſt.
She felt the fury of the queen,
E're ſhe had flouriſh'd long;
And dy'd, juſt as ſhe had forſeen,
By force of poiſon ſtrong.

The angry queen with melice fraught,
Could not herſelf contain,
Till ſhe fair Roſamond had brought
To her ſad fatal bane.
The ſweet and charming precious Roſe,
King Henry's chief delight!
The queen ſhe to the bower goes,
And wrought her hateful ſpight:

But when ſhe to the bower came,
Where lady Clifford lay,
Enraged Ellinor by name
She could not find the way;
Until the ſilken clue of thread
Became a fatal guide
Unto the queen who laid her dead,
E're ſhe was ſatisfy'd.

Alas! it was no ſmal ſurprize
To Roſamond the fair,
When death appear'd before her eyes;
No faithful friend was there,
Who could ſtand up in her defence,
To put the potion by;
So, by the hands of violence,
Compell'd ſhe was to die.

O moſt renowned, gracious queen,
Compaſſion take of me;
I wiſh that I had never ſeen
So royal dignity.
Betray'd I was, and by degrees
A ſad conſent I gave;
And now upon my bended knees
I do your pardon crave.

I will not pardon you, ſhe cry'd;
So take this fatal cup;
And you may well be ſatisfy'd,
I'll ſee you drink it up.
Then, with her fair and milk-white hand,
The fatal cup ſhee took;
Which being drank, ſhe could not ſtand,
But ſoon the world forſook.

Now when the king was well inform'd
What Ellinor had done,
His breaſt he ſmote, in wrath he ſtorm'd,
As if he would have run
Beſides his ſenſes; and he ſwore,
For this inhuman deed,
He never would bed with her more,
His royal heart did bleed.

The king did not ſtand pauſing long,
How to reward her ſpleen;
But ſtraight in a cloſe priſon ſtrong
He caſt his cruel queen;
Where ſhe lay ſix and twenty years,
A long captivity,
Bathed in floods of weeping tears,
Till his dead ſet her free.

Now when her ſon he did ſucceed
His father, great Henry;
His royal mother ſoon he freed
From her captivity.
And ſhe ſet many more at large,
Who long for debt had lain;
Her royal pity did dicharge
Thouſands in Richard's reign.

Im Weygandschen Verlag zu Leipzig wird jetzt eine gute Uebersetzung der in diesem Stück recensirten History of the Colonisation of thee Free States of Antiquity, applied etc. gedruckt und schon im Junius fertig; Sie besorgt auch gute Uebersetzung von den Memoirs of the Life, Caracter, Sentiments of Writings of Faustus *Socinus* by Toulmin 8; von the History of *England* from the Revolution to the present times, in a Series of Letters to the R. D. *Wilson.* By Catharine *Macaulay* 1 Vol. 4. Ferner von Zacharias Pearce, Anmerkungen über die vier Evangelisten, die Apostelgeschichte und den ersten Brief an die Korinther, nach der neuesten englischen Ausgabe in einer Ausgabe und mit eignen Abhandlungen des Uebersetzers. Von History of the Decline and Fall of the Romun Empire by Eduard *Gibbon* Esq. so Hr. Professor Wenck in Leipzig besorgt und wovon der 1te Band unter der Presse ist; von the Rise and Progress and presens State of the Northern Governments: or Observations on the Nature, Constitution, Religion, Policy, Laws, Customs and Commerce etc. by J. *Williams*, so durch einen berühmten deutschen Gelehrten berichtigt und vermehrt wird und auch gewis auf Michaelis Messe schon fertig seyn wird, und von *Pennants* Reisen nach Schottland und den hebeidischen Inseln 2 Theile und der neuesten nach Wales im vorigen Jahr gethanen Reise, davon der erste Theil auch Michael d. J. herauskömmt. Endlich von Sketches of the Lives and Writings of the Ladies in France by Mrs. Arne *Thicknesse.*

Um den Unbequemlichkeiten der Versendung einzelner Stücke ausser der Meßzeit abzuhelfen, wird künftig von dem Brittischen Museum alle halbe Jahr, oder auf jeder Messe, ein vollständiger Band, von

 bisheri-

bisheriger Stärke, jedoch ohne Abtheilung zwey besondrer Stücke, geliefert werden. Der Herausgeber wird sich bemühen, dieser periodischen Schrift immer mehr Vollkommenheit zu geben, welches ihm der Beytritt einiger sehr schätzbarer Mitarbeiter gar sehr erleichtern wird. Auch will er seinen Plan dahin erweitern, daß künftig jedem Bande eine kurze Anzeige und Beurtheilung der in der letzten Messe erschienenen wichtigsten deutschen Uebersetzungen Englischer Schriften, von der dießjährigen Ostermesse an gerechnet, beygefügt werden soll. Buchhändler und Uebersetzer, welche diesen Weg der Bekanntmachung wählen wollen, können die Exemplare solcher Bücher entweder an die unterschriebene Handlung in Leipzig, oder an den Herausgeber, Hrn. Prof. Eschenburg in Braunschweig, übersenden, und diese Bestimmung nur auf dem Couvert bemerken.

Weygandsche Buchhandlung.

Register

Register
über die beyden ersten Bände des Brittischen Museum.

(Die vier in diesen beyden Bänden enthaltne Stücke sind durch die Zahlen I. II. III. IV. bezeichnet.)

A.

Abschreiber der Manuscripte des mittlern Zeitalters III. 10.
Abschriften alter klassischer Schriftsteller, III. 14. ff.
Aikin's Versuch über die Anwendung der Naturgeschichte auf die Poesie, rec. II. 80. Grablied von ihm, Deutsch, III. 223. Englisch, III. 230.
Albert, Abt zu Gemblours. I. 11.
Aldhelm's eigne Gelehrsamkeit und Schutz derselben, II. 6.
Alfred, Beförderer der Literatur, II. 3.
Alkuin's Verdienste um die Wissenschaften, II. 10.
Anderson's Versuche über den Ackerbau, III. 155.
Araber, ihre literarischen Verdienste, I. 24. ff.
Archäologie, vierter Band, II. 172.
Armstrong von Kinderkrankheiten, IV. 144.
Asses-ears, a Fable, I. 138.

B.

Baillie's Briefe und Journale, IV. 148.
Baretti, Vertheidigung Shakespeare's gegen Voltaire, IV. 156.
Beattie's Versuche, rec. I. 64.
Becket (Thomas von) III. 27.
Beda's Bemühungen für die Literatur, II. 15.
Benedikt, ein angesehener Geistlicher mittler Zeit, I. 41.
Berkenhout's literarische Biographie, III. 161.
Blair's Predigtsammlung, III. 144.
Blois (Peter von) III. 28.
Boileau's, des Abts, Geschichte der Flagellanten, Englisch, II. 171.

Brand's Anmerkungen über populäre Alterthümer, III. 160.
Briefe über die Geschichte äusserer Sitten. S. Sitten.
Brook's (der Frau) Lustreise, ein Roman, III. 169.
Bücher, ihre häufigen Abschriften in England, III. 12. ff.
Buffon's Versuche mit glühenden Körpern, II. 39.

C.

Cameron's poetische Uebersetzung des Fingal, I. 136.
Carter's Reise von Gibraltar nach Mallaga, II. 169.
Caspipina's Briefe, II. 190.
Caverhill über die siebenzig Wochen Daniels, III. 142.
Ceolfrid, ein Schriftsteller des siebenden Jahrhunderts, II. 14.
Chandler's Paraphrase paulinischer Briefe, rec. I. 54.
Characters, I. 126. *reviewed*, II. 177.
Chatillon, ein lateinischer Dichter, IV. 18.
Chesterfield (des Grafen von) Charaktere angesehener Personen seiner Zeit, II. 176. Dess. vermischte Werke, rec. III. 73.
Clark's Auszug der Englischen Strafgesetze, I. 121.
Colman's dramatische Werke, IV. 152.
Cook's Reise um die Welt, von Forster beschrieben, rec. I. 107. von ihm selbst beschrieben, rec. II. 102.
The Country-Justice, a Poem, II. 182.
Corelli's Lebensumstände, III. 194.
Craddock's Nachricht von einigen Gegenden in Nordwales, III. 160.
Cullen's Anfangsgründe der praktischen Arzneykunde, III. 150.
Curtis Londoner Flora, III. 152.

D.

Dalrymple's Reisen durch Spanien und Portugal, III. 158.
Delaval's Untersuchung über die Veränderung der Farben, rec. IV. 68.
The Desolation of America, a Poem, rec. IV. 95.
The Diaboliad, a Poem, I. 130. Andre Gedichte dieses Verfassers, II. 181.

The Diabo-Lady, a Poem, I. 134.
Dodd's poetische Gedanken im Gefängniß, III. 166. ein andres durch ihn veranlaßtes Gedicht, III. 169.
Douglas Ausgabe der Elemente des Euklid, III. 156.
Downman's Gedicht über die Kindheit, II. 181.
Drake Untersuchung über das Wort Roman, III. 212.
Duff's Abhandlung über den Einfluß des Genies auf Temperament und Charakter, I. 141. ff.
Dunstable, ein lateinischer Dichter in England, III. 22.
E.
Eadmer, ein Mönch zu Canterbury, III. 29.
Ecbert, Bischof von York, I. 44.
Enfield's biographische Predigten, II. 159. Gebete für die Hausandacht, IV. 138.
Evans's Sammlung alter Englischer Balladen, IV. 157.
F.
Falstaff, über diesen dramatischen Charakter, ein Versuch, rec. II. 143.
Fingal, in Verse gebracht von Cameron, I. 136.
Fleet über Jenyns's Buch von der Wahrheit der christl. Religion, III. 144.
Foote, Nachricht von diesem Schauspieler, IV. 162.
Fordyce, Anreden an junge Mannspersonen, III. 143.
Forster's Reise um die Welt, rec. I. 107.
G.
Garrick, ein Epilog von ihm, I. 234. Gedicht auf den May, III. 227. Ode auf seinen Haushund, III. 231. Verse von ihm, IV. 217.
Gelehrsamkeit, klassische, über ihren Nutzen, I. 81.
Genie, Abhandlung über dessen Einfluß auf Temperament und Charakter, I. 141. ff.
Gentoo's, Sammlung ihrer Gesetze, II. 165.
Geoffrey, wird aus der Normandie nach England berufen, III. 7.
Geschichte der Pflanzungen des Alterthums, rec. IV. 44.
Geschmack, Gedanken darüber von Hannah More, III. 91.
Gleichnißreden des N. T. Siehe, Gray.

The Goats-Beard, a Fable, I. 157.
Goldsmith's Naturlehre, II. 178.
Gottfried von Cambray, Verfasser lateinischer Sinngedichte, III. 6.
Gottfried von Monmouth, III. 26.
Grablied nach dem Aikin, III. 223.
Grabschrift eines Schiffers, III. 236.
Gray, Abhandlung über die Gleichnißreden N. T. rec. III. 37.
Griffith, über die Brustkrankheiten, I. 123.
Grosthead, Bischof von Lincoln, IV. 26.
Günther, ein Mönch und lateinischer Dichter, IV. 24.
Gutherzige Leichtglaubigkeit, eine Erzählung, II. 231.
Gyraldus von Cambray, IV. 3.

H.

Hanvill, ein Mönch und lateinischer Dichter des zwölften Jahrhunderts, III. 32. ff.
Harwood über das Gleichniß vom Säemann, III. 142.
Hawkins's Geschichte der Musik, rec. II. 87.
Hay's Versuch über die Häßlichkeit, I. 186. II. 193.
Henderson, Nachricht von diesem Schauspieler, IV. 158.
Henry's Geschichte von England, dritter Band, rec. III. 94.
Higgins's philosophische Versuche über das Licht, I. 123.
Howard, über die Englischen Gefängnisse, III. 145.
Hughes, über sein Leben und seine Schriften, IV. 167.
Hume's Leben, im Auszuge, I. 83. Nachrichten darüber von Dr. Smith, I. 99. Schreiben eines Ungenannten darüber, I. 104. Andre dazu gehörige Schriften, II. 174.
Huntingdon, ein lateinischer Dichter in England, III. 24.
Hurd's Predigten, I. 117.

J.

Jenyns's über die Evidenz der christl. Religion II. 162.
Infancy, a poem, II. 181.
Johannes Erigena, II. 23.
Johannes Grammatikus, III. 27.

Johann von Meun, Verf. des Romans von der Rose, I. 23.
Johann de Pontissara, Bischof von Winchester, I. 13.
Johann von Salisbury, III. 27.
Joseph von Exeter, IV. 11. Stellen seiner lat. Gedichte, IV. 14. ff.
Juden, ihre Niederlassung in England, und deren Einfluß in die Literatur, IV. 30.
The Justification, a Poem, IV. 153.

K.

Karls des Grossen Verdienste um die Wissenschaften, I. 21.
Kassiodors literarische Verdienste, I. 5.
Kenrick's Schrift wider Jenyns, II. 164.
Kinderbley's Briefe von Teneriffa ꝛc. III. 159.
King, über alte Schlösser in England, III. 158.
Klassische Schriftsteller, die im mittlern Zeitalter am bekanntesten waren, II. 24.
Know your own mind, a Comedy, II. 184.

L.

Lächerliches, dessen Unterschied von der scherzhaften Schreibart, I. 79.
Law, Bischof, Herausgeber von Locke's Werken, IV. 150.
Lantony, Beschreibnng der dortigen Abtey, IV. 6.
Laurence, Prior zu Durham, ein elegischer Dichter, III. 21.
Leake's Anweisung zur Verhütung chronischer Krankheiten, II. 167.
Leoninische Verse, ihr Ursprung, III. 22.
Literatur, über die Einführung der Brittischen, S. Warton.
Locke's Werke, neue Ausgabe, IV. 150.
Lowth, lateinische Grabschrift auf seine Tochter, IV. 217.
Lupus von Ferrieres, I. 9.

M.

Maclaine's Schrift wider Soame Jenyns, II. 165.
Mapes, Walter, ein lateinischer Dichter, IV. 8. Zechlied von ihm, Lateinisch und Deutsch, IV. 211.
Mason's Englischer Garten, ein Gedicht, III. 163.

Matthäus Paris, Handschrift seiner Geschichte, I. 17.
Maty, Herausgeber der Werke des Grafen v. Chesterfield, und Verf. von dessen Lebensbeschreibung, III. 73
Melmoth, über das Schöne und Erhabene der H. S. I. 119.
Mentorbriefe, IV. 156.
Mickle, Verfasser des Gedichts, Sir Martin, III. 164.
The Milesian, eine komische Oper, II. 185.
Miller's Erläuterung des Linneischen Systems, IV. 146.
Mönche, ihre ehemaligen gelehrten Beschäftigungen in England, III. 19.
Monmouth, (Gottfried von) III. 26.
Montserrat, Beschreibung dieses Gebirges, III. 121.
More, Hannah, Versuche über verschiedne Gegenstände, rec. III. 87.
More's Kritik über Thomsons Jahrszeiten, rec. IV. 88.
Mortimer's historisches Handlexicon, IV. 149.
Mount Pleasant, a Poem, III. 165.
Mudge, über die Blattereinimpfung, III. 151.
Musgrave, von der Gicht, I. 122.
Musik, Anmerkungen darüber von Dr. Beattie, I. 65. Geschichte derselben, s. Hawkins.

N.

Neckham's Verdienste um die Englische Gelehrsamkeit, IV. 7.
Nicholas, Beförderer der Griechischen Literatur in England, IV. 28.

O.

Ogilvie's Rona, ein Gedicht, I. 127.
Omiah, Nachricht von ihm, I. 111.
Ossian's Fingal, in Verse gebracht, I. 136.
Oswald's Verdienste um die Gelehrsamkeit, II. 30.
Otaheite, Nachricht davon aus Cooke's Reisen, II. 108.
Overbury, ein Trauerspiel von Savage, II. 42.

P.

Palmer's Theorie der Farben, III. 154.
Paraphrase, Proben und Ankündigung einer neuen über die Schriften N. T. II. 160.

Parlamentsregister, II. 166. Sammlung von Privilegien des Parlaments, III. 147.
Pearce's Kommentar über die Evangelisten und Apostelgeschichte, rec. I. 46. Seine Lebensumstände, I. 47.
Pennant's Brittische Zoologie, IV. 145.
Pflanzungen des Alterthums, ihre Geschichte, rec. IV. 44.
Philosophische Transaktionen, rec. II. 31. IV. 37.
Pownall's Schreiben an Hrn. Adam Smith, I. 126.
Priestley's Vorlesungen über Beredsamkeit und Kritik, rec. III. 108. Versuche und Beobachtungen über die Luft, III. 153. Vorlesung über Einbildungskraft und Geschmack, III. 179. Harmonie der Evangelisten, IV. 140.
Pyle's vier Predigten, IV. 136.

Q.

The Quacker's Wedding, eine komische Oper, IV. 161.

R.

Rechte, über die weiblichen in England, IV. 142.
Reise eines Frauenzimmers nach den Schottischen Hochländern, II. 170.
Repingdon, Bischof zu Lincoln, I. 15.
The Repository, eine Sammlung witziger Aufsätze, I. 136.
Reynolds Rede an die Lehrlinge der Mahlerakademie, rec. II. 149.
Richardson's Abhandlung über die Sprache und Sitten der Morgenländer, rec. IV. 115.
Robertson's Geschichte von Amerika, rec. II. 59. III. 50.
Romane, neue Englische, III. 169. ff. über den Ursprung dieses Worts, III. 122.
Rowley, Gedichte von ihm, rec. II. 114. Proben derselben II. 121. Uebersetzung aus ihm, II. 228.
Rural Improvements, I. 124.
Ryan's Reliques of Genius, II. 180.

S.

Savage, seine Lebensumstände, I. 211. sein Trauerspiel, Overbury, rec. II. 42.
Seventeen hundred and seventy-seven, a Poem, IV. 154.
The School for Scandal, a Comedy, II. 187.

Schu-

Schulen, ihr veränderter Zustand im eilften Jahrhundert, III. 4.
Sharp's Abhandlung über das Recht der Natur, rec. IV. 77.
Simson, über die Porismen, III. 157.
Sitten, äussere, Skizze einer Geschichte derselben, I. 163. III. 101. IV. 183.
Smeaton, über das Verhältniß der mechanischen Kraft, II. 33.
Smith's (Adam) Brief über Hume's Leben, I. 99. 104.
Smith's (Jakob) entdeckte Irrthümer der Römischen Kirche, IV. 139.
Smith's (Wilh.) über die Strafgesetze der Schuldner, I. 120.
Smollet's Schauspiele und Gedichte, III. 162.
Socin's Leben, von Toulmin, rec. IV. 106.
Stockdale's sechs theologische Abhandlungen, II. 163.
Strutt's Chronik von England, rec. III. 114.
Sullivan's Vorlesungen über die Engl. Gesetze, III. 148.

T.

Theater, Nachrichten vom Englischen, III. 175.
Theodor, ein Römischer Mönch, I. 39.
Theodorichs II. Verdienste um die Wissenschaften, I. 4.
Theosebes Briefe über Christi Gottheit, I. 118.
Thicknesse's Jahrreise durch Frankreich und Spanien, III. 119.
Thomson's Jahrszeiten, kritische Schrift darüber, rec. IV. 88.
Toulmin's Leben des Socinus, rec. IV. 106.

V.

Verbindung, die gefährliche, eine moralische Erzählung, I. 218.
Vinesauf, Gottfried von, Verfasser eines lat. Gedichts, IV. 25.

W.

Ward's Naturgeschichte, II. 179. IV. 147.
Warton's Abhandlung über die Einführung der Literatur in England, I. 3. II. 3. III. 3. IV. 3. Ode über den

den Selbstmord, I. 231. Der erste April, ein Gedicht, II. 234.
Watkinson, über die Einimpfung der Blattern, II. 168.
Watson's Geschichte K. Philipps II. von Spanien, rec. II. 126.
Wesley's kurze Geschichte von England, I. 124.
White, Herausgeber von Chandler's Paraphrase, I. 55.
Whitehead's (Wilh.) Ode auf des Königs Geburtstag, I. 230.
Whitehead's (Paul) Gedichte, II. 182.
Williams's christliche Geschichte, II. 160.
Wilhelm von Bretagne, Verfasser eines lat. Heldengedichts, IV. 18.
Wilhelms, des Eroberers, Verdienste um die Wissenschaften, III. 5.
Wilhelm von Malmesbury, III. 30.
Wilkes's Sammlung öffentlicher Vorträge und Reden, III. 149.
Withers, über chronische Krankheiten, IV. 144.
Worthington, über die Besessenen im N. T. II. 161.
Wraxall's Nachricht von den Königen in Frankreich aus dem Geschlechte der Valois, I. 125.

Y.

Young (Dr. Edw.) bisher ungedruckte Stelle aus einem seiner Gedichte, III. 228.
Young's (Wilh.) Geist Athens, II. 174.

Anzeige
der vornehmsten Druckfehler in den beyden ersten Bänden.

B. I. St. 1.

S. 3. Z. 2. v. u. lese man *English* für Englisch. S. 6. Z. 3. Neigung für Reizung. S. 24. Z. 14. dieß für das. S. 27. Z. 3. v. u. Leoninischen für Leonischen. S. 37. Z. 7. Jornandes für Gornandes. S. 63. Z. 2. v. u. *Marshal* für *Marischal*. S. 69. Z. 12. Feuerfressen. S. 86. Z. 15.

Z. 15. literarischer. S. 115. Z. 12. Drehorgel. S. 124. Z. 5. v. u. *earliest* für *larliest*. S. 132. Z. 1. *Curl* für *Carl*. S. 192. Z. 9. v. u. Trinkgelag. S. 230. Z. 7. *baleful* für *Caleful*. ebendas. Z. 15. *foster* für *soster*.

B. I. St. 2.

S. 37. Z. 3. den für denen. S. 98. Z. 5. v. u. *musices* für *musicis*. E. d. Z. 4. v. u. Ouverturen. S. 102. Z. 10. gehören die Worte: „die nöthigen Zusätze u. s. f." noch in die vorige Periode. E. d. Z. 5. v. u. *Adventure* für *Adventur*. S. 114. Z. 4. zwey tausend, für sechs tausend Pfund. S. 127. in der Ueberschrift des Inhalt dieses und der folgenden Seiten *the* für *de*. S. 149. muß die Zahl X über die daselbst anfangende Recension gesetzt werden. S. 161. Z. 17. anstimmt für annimmt. S. 166. Z. 6. v. u. willkommner für vollkommner. S. 173. Z. 6. des folgenden, für dieses Stücks. S. 189. Z. 14. Garrick für Harrick. In den Inhalt ist unter den Recensionen noch die zehnte Nummer einzuschalten.

B. II. St. 1.

S. 7. Z. 5. v. u. Kapitelhause für Kapitalhause. S. 11. Z. 7. hergegeben für hervorgegeben. S. 13. Z. 3. mahlte für machte. S. 37. Z. 6. v. u. Schleichwege für Schleifwege. S. 79. Z. 11. Orrery für Arrery. S. 151. Z. 3. Nutzen für Nutze. S. 199. und 200. sind die beyden unten stehenden Anmerkungen verwechselt; die auf S. 199. muß S. 200. stehen, und umgekehrt. S. 231. Z. 9. *lyrics* für *lyries*.

B. II. St. 2.

S. 7. Z. 18. von Blois für von Plois. S. 9. Z. 6. und Z. 10. v. u. es für sie. S. 18. Z. 6. Büchern für Bücher. S. 19. Z. 6. Gualtier's für Qualtier's. S. 37. Z. 11. Mackenzie für Mackenzir. S. 96. Z. 9. v. u. *shrieks* für *shricks*. S. 145. Z. 4. v. u. *British*.

Aus Versehen ist Ward's Naturgeschichte im zweyten und vierten Stücke doppelt recensirt.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

157

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eschenburg, Johann Joachim, 1743-1820

Brittisches Museum für die Deutschen

Bd.: 2,2

Leipzig (1778)

H.lit.p. 113-2,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10732083-5
VD18 80489524-001